Rezensionen

Isolde Ludwig, Vanessa Schlevogt, Ute Klammer, Ute Gerhard: **Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland.** Berlin: Edition Sigma 2002, 262 S., € 15,90

Die vorliegende Studie ist im Rahmen eines von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Forschungsprojektes am Institut für Sozialforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt/M. in Kooperation mit dem WSI in der Hans-Böckler-Stiftung von 1999 bis 2002 entstanden. Ziel der Studie war, einen Beitrag zur Reformdiskussion der Sozialpolitiken im deutschen Wohlfahrtsstaat zu leisten, der die Zusammenhänge zwischen deutscher Sozialpolitik und Alltagspraxis aus der Perspektive erwerbstätiger Mütter sichtbar macht. Dabei stand im besonderen der Vergleich zwischen den Strategien westdeutscher und ostdeutscher erwerbstätiger Mütter zur Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit im Zentrum des Interesses. Mit einem aufwändigen Verfahren wurden qualitative, leitfadengestützte Interviews mit insgesamt 50 Müttern und drei Vätern in heterosexuellen Partnerschaften in Frankfurt/M. und Leipzig durchgeführt. Beide Partner sollten mindestens 30 Wochenstunden arbeiten und mindestens ein Kind zwischen drei und zehn Jahren in der Familie versorgen. Den kulturell-politischen Besonderheiten des West-Ost-Vergleichs tragen die Autorinnen durch einen »erweiterten Begriff von Sozialpolitik (Rechnung), (...) der gerade den Zusammenhang von Alltagspraxen, kulturellen Leitbildern und sozialpolitischen Regelungen herstellt« (13). Wünschenswert wäre meiner Meinung nach allerdings eine stärkere Konzeptionalisierung dieses begrifflich erweiterten Ansatzes insbesondere hinsichtlich der kulturellen Dimension gewesen und eine gewichtigere Berücksichtigung kultureller Leitbilder als Erklärungsfaktoren für die Alltagspraxen erwerbstätiger Mütter. Denn dass insbesondere kulturelle Gründe im Zusammenspiel mit politischen Rahmenbedingungen das Erwerbsverhalten von erwerbstätigen Müttern beeinflussen, zeigen neuere Veröffentlichungen genauso wie die Ergebnisse der Autorinnen selbst, so beispielsweise gerade im Vergleich zwischen ostdeutschen und westdeutschen Müttern und ihrer Inanspruchnahme öffentlicher oder privater Kinderbetreuungsmöglichkeiten.

Aus den geführten Interviews identifizierten die Autorinnen mittels fallvergleichender Kontrastierung fünf Handlungstypen, die die Vereinbarkeitsstrategien erwerbstätiger Mütter präzisieren. Mit der Bezeichnung dieser Verhaltensmuster als »Strategien« (29) heben die Autorinnen ihre Konzeptualisierung erwerbstätiger Mütter »nicht als abhängige Klientinnen eines bürokratischen Wohlfahrtsstaates« hervor, sondern als »bewusst handelnde Wesen, die sehr viel wissen über die Bedingungen und Folgen dessen, was sie in ihrem Alltag tun« (29).

Strategietyp I sei durch eine »intensive Nutzung sozialstaatlicher Leistungen und Angebote«, insbesondere durch »staatlich geförderte Kinderbetreuung und die Erziehungsurlaubsregelungen« gekennzeichnet und wird zum großen Teil von ostdeutschen Müttern angewandt. Die Elternzeitregelungen werden dabei zunehmend weniger (in Westdeutschland) und kürzer (in Ostdeutschland) in Anspruch genommen. Der zweite Strategietyp zeichne sich durch »ein breites privates soziales Netz« aus, das als Vereinbarkeitsstrategie genutzt werde. Auffällig sei hier,

dass insbesondere westdeutsche Mütter niedriger Einkommensstufen auf die Hilfe von Großmüttern (meist mütterlicherseits) oder anderen Verwandten zurückgriffen, teilweise aber auch auf Nachbarinnen, Freundinnen oder Kolleginnen. Bei den befragten ostdeutschen Müttern sei diese Strategie allerdings »nicht üblich« und entspräche nicht ihrer »Kultur«.

Der dritte Strategietyp, der die »Beteiligung des Partners bei der Haus- und Fürsorgearbeit« (60) umschreibt, ist nach Aussage der Autorinnen »wenig erfolgreich«, da »die Hauptlast der Familien- und Hausarbeit (...) auf den Schultern der Mütter (liege), auch wenn diese 40 Stunden oder mehr erwerbstätig sind« (61) und dies sei sowohl in west- wie in ostdeutschen Familien und unabhängig von ihrem Einkommens- oder Bildungsstand der Fall.

»Flexible Erwerbsarbeitszeit« (75) ist eine vierte Strategie und werde mit Bezug auf das vorliegende Sample vorwiegend von überdurchschnittlich qualifizierten Frauen mit großem Maß an »sozialer Kompetenz« praktiziert. Ein fünfter Strategietyp zeichne sich durch die Inanspruchnahme von (bezahlten) Hilfen im Haushalt aus. Auch diese Strategie sei eher in Westdeutschland anzutreffen und »hier im Osten nicht üblich« (99). Auf der Basis der charakterisierten Strategien setzen sich die Autorinnen in einem weiteren Hauptteil mit vier durch die Befragungen zum Vorschein gekommenen Problemfeldern im Alltag erwerbstätiger Mütter intensiver auseinander: Der Kinderbetreuung, den Zeitarrangements, dem Selbstverständnis erwerbstätiger Mütter und dem Wandel von Ehe und Familie. Abschließend münden die Ergebnisse beider Hauptteile in ein Resümee mit sozialpolitischen Empfehlungen. Den Autorinnen erscheint hier eine »veränderte Prioritätensetzung in der Familienpolitik« im Sinne einer Förderung kontinuierlicher Müttererwerbsbiografien durch einen Ausbau öffentlicher Kinderbetreuung »unerlässlich« (184). Letztere habe aber »gravierende Mängel in Bezug auf Umfang, Flexibilität wie Qualität«(187). Auch die Begünstigung bestimmter Lebensformen, wie beispielsweise die Ehe über das Ehegattensplitting oder die Lebensform von »allein Erziehenden« bei der Vergabe von öffentlichen Kinderbetreuungsplätzen, wird von den Autorinnen in Frage gestellt (185). Zur Unterstützung erwerbstätiger Mütter seien flexiblere Arbeitszeitmodelle und auch allgemeine Arbeitszeitverkürzungen von den Müttern gewünscht, womit weniger die Sozialpolitik gefordert wäre, als vielmehr eine neue Arbeitszeitpolitik.

Die Autorinnen liefern mit ihrer empirischen Studie inklusive eines umfangreichen Anhangs mit vielen Tabellen und Berechnungen auf der Basis des sozioökonomischen Panels (allerdings leider noch in DM), sowie den abschließenden sozialpolitischen Empfehlungen einen wichtigen Beitrag zur Schließung einer Forschungslücke, die für den deutschen Kontext die Klärung der Auswirkungen sozialpolitischer Rahmenbedingungen auf die Alltagspraxen erwerbstätiger Mütter befördert.

Astrid Vornmoor

Nicole Mayer-Ahuja: **Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen »Normalarbeitsverhältnis« zu prekärer Beschäftigung seit 1973.** Berlin: edition sigma 2003, 359 S. € 24,90

Kürzlich präsentierte Ulla Schmidt, Bundesministerin für Gesundheit und Soziales, ihre Version einer arbeitsmarktpolitischen Erfolgsstory. Die gesetzlichen Neuregelungen der Minijobs im Rahmen der Hartz-Gesetze führten zu knapp 500.000 zusätzlichen Jobs. Handelt es sich hier

tatsächlich um eine Trendwende im Niedriglohnsektor?

Nicole Mayer-Ahuja leistet in ihrer Dissertation eine systematische Bestandsaufnahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse in gering qualifizierten Dienstleistungsberufen. In einer Fallstudie untersucht sie Veränderungen und Wirkungen prekärer Arbeit am Beispiel weiblicher, gering qualifizierter Erwerbstätigkeit: dem Putzen. Strukturelle Veränderungen im westdeutschen Reinigungsgewerbe rekonstruiert sie im Untersuchungszeitraum (1973 bis 1998) anhand des Quellenmaterials der Tarifpartner (Gewerkschaften, Bundesinnungsverband des Gebäudereiniger-Handwerks), sowie einer kursorischen Auswertung von Zeitungsartikeln und Gerichtsurteilen höherer Instanzen. Repräsentative Untersuchungen zur Entwicklung der Beschäftigtenzahlen in diesem Bereich der Arbeitsmarktforschung sind rar. Deshalb kontrastiert die Autorin *»das lückenhafte Mosaik der Zahlen«* (94) amtlicher Statistiken mit qualitativ-sozialhistorischen Materialien.

Die Autorin analysiert drei Beschäftigungsarrangements (im öffentlichen Dienst, in privaten Gebäudereinigungsunternehmen, im Privathaushalt), die bisher säuberlich voneinander getrennt untersucht wurden. Die zunehmende Privatisierung kommunaler Reinigungsaufträge führte zu strukturellen Veränderungen auf dem Reinigungsmarkt. Die Arbeitsplätze verlagerten sich aus dem öffentlichen Dienst in das im Untersuchungszeitraum kontinuierlich expandierende Gebäudereinigungsgewerbe und von dort weiter in private Haushalte. Diesen Prozess charakterisiert die Autorin als *»doppelte Privatisierung«*.

Die Studie gliedert sich in fünf Kapitel, die auch einzeln gelesen werden können: Im ersten Kapitel definiert Mayer-Ahuja den Begriff der Prekarität richtungweisend als Unterschreitung materieller Standards (Einkommen), rechtlicher Standards (arbeits-, sozial- und tarifrechtliche Bestimmungen) sowie betrieblicher Integrationsstandards (Einbindung in die Stammbelegschaft).

Im darauf folgenden Kapitel diskutiert sie den normativen Charakter des an männlichen Erwerbsverläufen orientierten Normalarbeitsverhältnisses und der damit verknüpften sozialen Sicherungssysteme. Mit der quantitativen und qualitativen Erosion des Modells ging eine Zunahme »atypischer« Beschäftigungsverhältnisse einher, die durch staatliche Regulierungen maßgeblich beeinflusst worden sind. Frauenerwerbsarbeit, so das Zwischenfazit, war sowohl Bewahrerin althergebrachter als auch Wegbereiterin moderner Formen von Prekarität.

In den Kapiteln drei und vier erforscht Mayer-Ahuja die zuvor definierten prekären Beschäftigungsarrangements. Die Frage, ob wirtschaftliche und sozialpolitische Veränderungen tatsächlich zu einer Zunahme von Erwerbsarbeitsplätzen geführt haben, untersucht sie differenziert und fundiert. Ihre Befunde sind ernüchternd. Trotz zunehmender Auslagerung kommunaler Reinigungsaufträge an privatwirtschaftliche Gebäudereinigungsunternehmen bilanziert Mayer-Ahuja eine *»recht magere beschäftigungspolitische Bilanz«* (115). Durch den Abbau sozialversicherungspflichtiger Voll- oder Teilzeitstellen im öffentlichen Dienst stieg zwar im Untersuchungszeitraum die Zahl geringfügiger sozialversicherungsfreier Beschäftigungsverhältnisse im Gebäudereiniger-Handwerk an, ein nennenswerter Zuwachs an entlohnten Stunden konnte jedoch nicht verzeichnet werden.

Diese strukturellen Veränderungen der Beschäftigungsverhältnisse haben die Arbeitsbedingungen massiv verschlechtert. Die tariflichen Einkommensstandards (in Nordrhein-Westfalen existiert auch für Reinigungskräfte in Privathaushalten ein

Tarifvertrag) bezeichnet die Autorin in allen drei Organisationsformen als prekär. Während der Lohn gewerblich Beschäftigter 13% bis 25% hinter dem Lohnniveau des öffentlichen Dienstes zurückbleibt, liegen die Tariflöhne der Beschäftigten in Privathaushalten am unteren Ende der Tariflohnpyramide. Neben mittelbaren geschlechtsspezifischen Lohndiskriminierungen der ÖTV- und IG-BSE-Tarife (heute ver.di und IG BAU) dokumentiert Mayer-Ahuja Tarifbrüche, die im öffentlichen Dienst kaum, im Gebäudereiniger-Handwerk hingegen weit verbreitet sind. In Privathaushalten spielen Tariflöhne offensichtlich überhaupt keine Rolle. Daneben verzeichnet Mayer-Ahuja *»legale Tarifunterschreitungen«* durch zunehmende Arbeitsverdichtung, indem die Reinigungshäufigkeit reduziert und die Leistungsziffern erhöht werden. Durch die Privatisierung werden die Reiniger/innen in den einzelnen Objekten zeitlich und räumlich marginalisiert und von *»horizontaler Kollegialität«* ausgegrenzt. In der Zusammenschau zeigt sich, dass eine gezielte Förderung von Erwerbstätigkeit im Dienstleistungssektor eine fortschreitende Prekarisierung bewirkt und für die Beschäftigten mehr Risiken als Chancen birgt.

Nicole Mayer-Ahuja leistet mit ihrer Studie einen bedeutenden Beitrag zu der aktuellen Debatte um eine gezielte Förderung gering qualifizierter Dienstleistungsjobs und nicht zuletzt zu einer kritischen Infragestellung neoliberaler Politik. Möge *ihre* Vision einer Sicherstellung materieller, rechtlicher und betrieblicher Standards für Beschäftigte in einfachen Dienstleistungsberufen zu einer arbeitsmarktpolitischen Erfolgsstory werden.

Heidi Schroth

Ursula I. Meyer (Hrsg.): **Frauenmacht und Arbeitswelt. Drei philosophische Analysen.** Aachen: ein-FACH-verlag 2002 (Philosophinnen: Band 13), 235 S., € 17,80

Das Buch, erschienen in der Reihe »Philosophinnen« des ein-FACH-verlags, stellt eine Textauswahl aus den Schriften dreier Feministinnen aus dem angelsächsischen Kulturraum vor (die sich selbst – bescheiden – immer nur als Autorinnen bezeichneten, niemals als Philosophinnen). Die Texte kreisen um das Thema »Frau und Arbeit«. Sie sind zwischen 1857 und 1923 entstanden, also in jenem Zeitraum, in dem Frauen, zuerst in Großbritannien, dann überall in Europa und Amerika, begannen, sich gegen die enge Rollenzuweisung des 19. Jahrhunderts zu wehren, die ihnen Ehe und Mutterschaft als die einzig angemessenen weiblichen Aufgaben zudiktierte. Obwohl den drei Autorinnen vor allem das Recht auf erweiterte Berufsmöglichkeiten am Herzen lag, werden hier vornehmlich Texte ausgewählt, die die neuen Forderungen mit den traditionellen weiblichen Aufgaben in Verbindung zu setzen suchen: Mütterliche Fürsorglichkeit beispielsweise wird als ideale Voraussetzung für weibliches Engagement in der Welt herausgestellt. Die Herausgeberin Ursula I. Meyer zieht in ihrem Vorwort eine direkte Verbindungslinie von solchen Positionen zur »feministischen Ökonomie« (12) von heute, die im Gegensatz zur konkurrenz- und profitorientierten männlichen Wirtschaftswissenschaft stehe. Sie reklamiert die Autorinnen als »geistige Mütter« (16) für eine an Care-Ethik und Nachhaltigkeit (15), d. h. an menschlicher Fürsorge und Rücksicht auf die Umwelt orientierte moderne feministische Wirtschaftswissenschaft. Die Texte bieten tatsächlich einige Anhaltspunkte für eine solche Traditionslinie, doch stellt sich die Frage, wie sie im Ver-

hältnis zum Gesamtwerk der Verfasserinnen zu sehen sind.

Die drei ausgewählten Autorinnen gehören zu den herausragenden Gestalten der Frauenbewegung im angelsächsischen Raum. Die Engländerin Barbara Leigh Smith Bodichon (1827–1891) kämpfte seit 1850 mit zahlreichen Pamphleten, Aufsätzen, Unterschriftensammlungen und mit der Gründung von entsprechenden Vereinigungen für eine Verbesserung der rechtlichen Lage der Frauen in Großbritannien, bessere Bildungsmöglichkeiten, breitere Berufschancen und schließlich das Wahlrecht. Die von ihr gegründete Zeitschrift *The English Woman's Journal* wurde ein wichtiges Publikationsforum für feministische Schriften und die Redaktion in Langham Place, London, ein Zentrum feministischer Aktivitäten.

Olive Schreiner (1855–1920), in Südafrika geboren, verbrachte den größten Teil ihres Lebens in England. Engagement in politischen Gruppen war nicht so sehr ihre Sache; sie wirkte vor allem durch ihre Schriften, zu denen programmatische Texte wie *Woman and Labour* (1911) gehörten, aber auch fiktionale Texte. Ihr berühmtester Roman *Die Geschichte einer afrikanischen Farm* (1883) erzählt die Geschichte von Lyndell, einer »New Woman«, die sich das Recht nimmt, mit dem Mann ihrer Wahl unverheiratet zusammen zu leben. In späteren Jahren hat Schreiner sich auch unter der Gefahr, als unpatriotisch zu gelten, mutig im Burenkrieg für die Buren und in begrenztem Umfang sogar für die Schwarzen eingesetzt.

Charlotte Perkins Gilman (1860–1935), die jüngste der Autorinnen und Amerikanerin, ist heute vor allem berühmt durch ihre beunruhigende Kurzgeschichte »Die gelbe Tapete« (1892), in der sie auf der Grundlage eigener Erlebnisse schildert, wie die Ehe eine Frau in den Wahnsinn treibt. Ihr Werk ist umfangreich und vielseitig und umfasst Schriften und öffentliche Vorträge zu Fragen des Feminismus, Nationalismus, Sozialismus und der Religion. Sie hat eine feministische Utopie *Herland* geschrieben und eine bissige Analyse der damaligen Situation der Frau *Women and Economics* (1898), während der hier ausgewählte Text zu ihren mehr philosophischen und religiösen Schriften gehört, in denen sie Visionen entwickelte von einer kulturellen Weiterentwicklung der Menschheit, die vor allem auf starken, unabhängigen Müttern beruhen sollte.

Jeder Autorin ist ein Abschnitt des Buches gewidmet. Ein einleitender Essay liefert jeweils eine kurze Biographie und einen Überblick über das Gesamtschaffen mit einem Fokus auf dem ausgewählten Text, der dann in Übersetzung folgt.

Die ausgewählten Texte mögen hoch gespannte Erwartungen enttäuschen, sind sie doch lange nicht so radikal emanzipatorisch wie Mary Wollstonecrafts *Vindication of the Rights of Woman* von 1792, vielmehr den herrschenden Diskursen ihrer Zeit in etlichen Punkten verhaftet. So fordert Bodichon in ihrem Aufsatz »Women and Work« (1853) zwar die Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit für alle Frauen und erkennt, dass Untätigkeit zu psychischer Krankheit führen kann (35, 41), doch ist ihre Begründung religiös (Gott verlangt von allen Menschen Arbeit, 33), und die Berufe, die sie für Frauen reklamiert, bleiben ganz überwiegend im Rahmen des traditionellen Bildes vom versorgenden »Engel« (Krankenschwester, Ärztin, Gefängnisaufseherin, usw.). Wünsche, zur See, in die Armee, in die Politik oder auch nur in eine Anwaltskanzlei zu gehen, tut sie dagegen als noch »nicht sehr wahrscheinlich« ab (76).

Der Text von Schreiner besteht aus zwei Kapiteln ihres Buches *Woman and Labour* (1911), in denen sie vor allem die schädliche parasitäre Lebensweise anprangert, in die (Mittel-Klasse-)Frauen sich

haben nach und nach drängen lassen. Trotz der Forderung, die Hälfte aller anfallenden Arbeit solle in Zukunft den Frauen überlassen werden, ist auch ihr Text noch durchsetzt von traditionellen Vorstellungen, etwa wenn sie die überlegene Körperkraft der Männer bewundert (133), die Mutterschaft dagegen als »krönende Glückseligkeit« jeden Frauenlebens preist (166) und Sexualität grundsätzlich abwertet (157). Auch ihr pathetischer, vom Fortschrittsglauben durchglühter Aufruf, Männer und Frauen sollten zusammen auf eine »höhere und sozialisiertere Menschheit« (169) hinarbeiten sowie der von naivem Rassenstolz getragene Appell an die »nordische Frau«, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen (179– 180), wirken zeitgebunden. Vielleicht hätte die Herausgeberin lieber das kürzere, weniger widersprüchliche Kapitel »Sex Differences« auswählen sollen, in dem Schreiner nüchterner argumentiert, dass Frauen trotz aller biologischen Unterschiede in allen Berufen gebraucht werden.

Der wesentlich kürzere Text von Perkins Gilman, ihrem Buch *His Religion and Hers* (1923) entnommen, glorifiziert die Mutterschaft noch stärker: Aus ihr wird die Überlegenheit weiblichen wirtschaftlichen Handelns abgeleitet, das immer auf Lebenserhalt angelegt gewesen sei, aber vom männlichen, auf Konkurrenz und Tod ausgerichteten Verhalten verdrängt wurde. Und wieder werden beide Geschlechter beschworen, im Interesse der ganzen Menschheit zu handeln, will hier heißen, dem weiblichen Handeln mehr Spielraum zu geben. Auch hier fragt frau sich, warum nicht ein anderer Text gewählt wurde, z. B. ein Kapitel aus *Women and Economics*.

Alle ausgewählten Texte nehmen also ambivalente Positionen zwischen emanzipatorischen Forderungen und traditionellen Diskursen ein. Warum gerade sie aus dem breiten Werk der Autorinnen gewählt wurden, in dem es durchaus direkter emanzipatorische Texte gibt, ist klar: Von ihnen aus lässt sich eine Brücke schlagen zur Care-Ethik von heute. Ich meine, man kann die Texte noch aus einem ganz anderen Grund sehr interessant finden: Sie illustrieren, welch umständliche Wege der Anpassung an herrschende Diskurse Frauen gegangen sind, um ihre Botschaft vernehmbar zu machen.

Leider hat das Buch einen großen Nachteil: Es ist nicht sorgfältig gemacht. Gleich im ersten Satz zitiert die Herausgeberin ihren eigenen Titel falsch (*Frauenmacht und Arbeitskraft)*, die Textauswahl ist kaum begründet, die einleitenden Essays zu den Autorinnen enthalten keine Literaturnachweise und sind eher brav erzählt, als dass sie kritisch analysierten. Die Übersetzung ist oft holperig und enthält sogar etliche Fehler: Schreiner schrieb nicht Novellen, sondern Romane (novels) (95), und eine französische Ecole Normale ist auch keine »Normale Schule« (57), usw. Gelegentlich hapert es auch mit der deutschen Grammatik: »Um mit Schweizer Uhren zu wetteifern, werden Frauen im Uhrhandwerk gebraucht« (68). Und doch ist der Einblick, den die Textauswahl deutschen Leserinnen in die Gedankenwelt der frühen Feministinnen in Großbritannien und Amerika gewährt, zu begrüßen.

Ingrid von Rosenberg

Hildegard Matthies/Ellen Kuhlmann/ Maria Oppen/Dagmar Simon (Hrsg.): **Gleichstellung in der Forschung. Organisationspraktiken und politische Strategien.** Berlin: edition sigma 2003, 272 S., € 18,90

Das Buch untersucht Politiken und Strategien der Geschlechter-Gleichstellung in universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in einer Zeit, in der

sich das Verhältnis von Hochschule und Staat und damit auch die Produktion von Wissenschaft grundlegend ändert. Die traditionelle Selbstverwaltung der Universitäten schwindet, neue betriebswirtschaftlich ausgerichtete Managementmodelle treten an ihre Stelle: Steuerungsmodelle, Globalbudget und Juniorprofessuren sind nur einige der Stichworte. Angesichts dieser für die akademische Wissensproduktion richtungsändernden Entwicklungen bietet es sich an, den *state of the art* bisheriger Gleichstellungspolitiken zu evaluieren. Welche neuen Handlungsperspektiven oder -blockierungen eröffnen sich? Der vorliegende Sammelband setzt an dieser Schnittstelle an: Fünfzehn Wissenschaftlerinnen und drei Wissenschaftler evaluieren die Situation von Frauen in Forschungseinrichtungen und diskutieren gleichstellungspolitische Interventionsstrategien und deren Veränderungspotenzial anhand (eigener) aktueller empirischer Befunde.

Der Band gliedert sich in fünf Teile. Im ersten Teil, *Wissenschaft, Organisation und Gleichstellung im Kontext aktueller Entwicklungen* geht es um den Strukturwandel des Wissenschaftssystems und die damit verbundenen gleichstellungspolitischen Problemlagen. *Dagmar Simon* zeigt, wie sehr die Wissenschaftslandschaft in Bewegung geraten ist und welche geschlechterpolitischen Perspektiven oder Barrieren sich mit den neuen wissenschaftlichen Produktionsmodellen ergeben. Sie sieht Handlungsperspektiven, wenn gleichstellungspolitische Ansätze in die betriebswirtschaftlich ausgerichteten Organisationsabläufe integriert und nicht von außen oktroyiert werden. Obgleich sie der »Zauberformel« des Gender-Mainstreaming durchaus kritisch gegenüber steht, plädiert sie dafür, Gleichstellungsstrategien in die Strukturen und Abläufe zu integrieren.

Ursula Pasero und *Lutz Ohlendieck* gehen von einer europäisch vergleichenden Perspektive aus (Deutschland, Finnland, Schweden, Norwegen und die Niederlande). Trotz großer länderspezifischer Unterschiede in den Gleichstellungspolitiken konstatieren sie auch für die nordischen Länder zunehmenden »Gender-Trouble«, wenn die Reformen im Wissenschaftssystem ihre Wirkungen zeigen.

Der zweite Teil, *Ergebnisse organisationssoziologischer Geschlechterforschung,* ist der umfassendste und beschäftigt sich im Wesentlichen mit der Rolle der Vertrauenskultur als personalpolitischem Steuerungsinstrument für geschlechterdifferente Karrierechancen. *Maria Oppen* zeigt am Beispiel eigener Untersuchungen in Forschungseinrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft einen dualen Aspekt auf: Stark ausgebildete Vertrauenskulturen (»high-trust«), die Voraussetzung für berufliche Förderung und für eine kontinuierliche berufliche Laufbahn sind, werden von den Leitungskräften eher männlichen Wissenschaftlern entgegen gebracht, während schwach ausgeprägte Vertrauenskulturen (»low-trust«) gegenüber Frauen in der Wissenschaft zum Tragen kommen, denn Frauen sind »... überwiegend aus spezifischen Kooperations- und Austauschbeziehungen ausgeschlossen, welche die Herausbildung und Stabilisierung von Vertrauen in besonderem Maße fördern.«

Diese These stützt indirekt *Hildegard Matthies,* die die Praktiken des Personalmanagements hinsichtlich der Asymmetrien in den Karrieren von Männern und Frauen produzieren, in außeruniversitärer Forschung und in der Industrieforschung vergleicht. Matthies kommt zu dem Befund, dass trotz unterschiedlicher Leistungs- und Anerkennungsregelungen im Grunde ähnliche Barrieren für Wissenschaftlerinnen wirken, was auf tiefer liegende institutionelle und kulturelle Ursachen verweist, die ihrer Meinung nach mit einem Organisationsansatz allein nicht zu erfassen sind.

Ellen Kuhlmann exploriert Geschlechterbilder in drei außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Sie stellt einen Zusammenhang zwischen Wissenskulturen und Geschlechterbildern her, indem sie Geschlechter-Typologien mit professionellen Identitäten verknüpft, so herrsche etwa in naturwissenschaftlichen Forschungsrichtungen ein Gleichheitsmythos vor. In ihren Schlussfolgerungen schlägt Kuhlmann vor, Gleichstellungspolitiken nicht nur auf Strukturen (Organisationen) und auf individuelle Kompetenzentwicklung zu konzentrieren, sondern nach den Wissenschaftsfeldern auszudifferenzieren. Damit würde sich, laut Kuhlmann, Geschlechterpolitik von einer Strukturkritik hin zur Wissenschaftskritik entwickeln.

Die Integration von Frauen in außeruniversitären Einrichtungen (der Max-Planck- und der Frauenhofer-Gesellschaft), die *Nina v. Stebut* und *Christine Wimbauer* unter organisationsdemografischen Aspekten untersuchen, führt zu widersprüchlichen Ergebnissen: Eine durch Zeitverträge zunehmend hohe Fluktuation kann für Wissenschaftlerinnen positiv sein, weil sie dadurch leichter den Einstieg in die Forschungseinrichtungen schaffen. Gleichzeitig verkürzt sich aber ihre Verweildauer in den Institutionen, weil es ihnen an der Förderung durch männliche Vorgesetzte fehlt. Wie in dem Beitrag von Oppen ist auch hier »Vertrauenskultur« die Schlüsselkategorie zur Erklärung der geschlechterdifferenten Karrierechancen.

Ein Blick auf außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in Österreich (*Ulrike Papouschek*) bringt keine Ermutigung. Die kleinteiligen, kaum in die *scientific community* eingebundenen Projektstellen, die Frauen inne haben, sind »von Gleichstellung weit entfernt« und stehen in einem starken Hierarchiegefälle zu den Universitäten. Ähnlich wie Kuhlmann fordert Papouschek differenzierte, auf die spezifischen Forschungszusammenhänge abgestimmten Gleichstellungspolitiken.

Eine Sicht auf die männliche Beteiligung am Gleichstellungsprozess präsentieren *Ralf Puchert und Stephan Höyng*. »Männer als Akteure im Gleichstellungsprozess?« schaffen Arbeitskulturen, die – so ihr Fazit –gegen Gleichstellungspolitik immunisieren, weniger durch aktives Gegensteuern (sie stimmen dem Ziel der Gleichstellung »im allgemeinen« zu), als durch Nichtstun. Die Autoren verbinden drei Typologien von Männlichkeiten mit unterschiedlichen Arbeitskulturen und entwickeln daraus die Forderung, Gleichstellungspolitiken mit der Veränderung von Arbeitskulturen zu verbinden.

Im dritten Teil des Bandes *Neue gleichstellungspolitische Strategien* befasst sich *Karin Zimmermann* mit der Frage, wo Frauenförderung im aktuellen Reformprozess an den Hochschulen steht und plädiert wie auch Simon dafür, Gleichstellungspolitiken systemisch in die Reformstrategien einzubauen. Zugleich warnt sie aufgrund empirischer Befunde davor, Gleichstellung auf quantitative Ziele zu verengen. *Inken Lind* nimmt sich die neue »top-down« Personalmanagementstrategie des Gender-Mainstreaming in der Wissenschaft vor und lotet deren Potenziale und Umsetzungsschwierigkeiten aus. *Irmgard Schultz* vom Institut für sozialökologische Forschung (ISOE) stellt das Gender Impact Assessment (GIA) vor, einen methodologischen Ansatz, der zur Evaluation des 5. Forschungsprogramms »Environment and Sustainable Development« der EU eingesetzt wurde. *Sabine Hark* diskutiert, in welcher Hinsicht die in feministischer Forschung häufig unhinterfragt hochgehaltene Transdisziplinarität als geschlechterpolitische Intervention gelten könne. Hark kommt zu der Schlussfolgerung, dass feministische Forschung trotz zunehmender disziplinärer Formierung

Transdisziplinarität für Fragen nach der Geschlechterdifferenz brauche. Sie spricht sich für eine radikale Dekonstruktion der »vergeschlechtlichten disziplinaren Wissensordnung« aus.

Im vierten Teil des Bandes *Berichte aus der Praxis* geht es um Einblicke in die Geschlechterforschung einzelner Institutionen, etwa des Forschungsverbandes für Frauen-/Geschlechterforschung in Naturwissenschaften, Technik und Medizin in Niedersachsen (*Maren Zempel-Gino*), in die Ambivalenzen »guter Praxis« im Max-Planck-Institut (*Jutta Dalhoff*) und in die Erfahrungen, die in Frauennetzwerken gewonnen werden (*Barbara Bertram*). *Birgit Riegraf* beendet den Band (5. Teil), indem sie grundlegende Überlegungen und Ambivalenzen zur Gleichstellungspolitik im aktuellen Reformprozess der Hochschulen bündelt. Riegraf formuliert die These, dass der Umstrukturierungsprozess der Wissenschaft durchaus Chancen für den Abbau der asymmetrischen Geschlechterkulturen biete, die jedoch nur bei ausreichender »Rückendeckung von oben« realisiert werden könnten.

Die Beiträge des Sammelbandes beruhen auf aktuellen empirischen Forschungen, die die gegenwärtige Problemlage auffächern und mögliche zukünftige Entwicklungen diskutieren. Trotz der Vielzahl der AutorInnen zerfällt das Buch nicht in mehr oder wenig disparate Einzelaspekte, was bei Sammelbänden leicht der Fall ist, weil das Problem konzentriert, aus mehreren Perspektiven, einem Mix aus Mikro- und Makroebene, untersucht wird. Es war das Anliegen der Herausgeberinnen, den wissenschaftlichen und politischen Diskurs zusammen zu bringen, was ihnen durchaus gelungen ist. Dass die Sprache teilweise stark mit Anglizismen durchsetzt ist, stört vielleicht nur wenige.

Mechthild Veil

Birgit Rommelspacher: **Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft.** Frankfurt a.M.: Campus 2002, 236 S., € 19,90

Über lokale Moscheebauten, Kopftuchfragen oder rechtsextreme Gewalt informieren Tagesmedien in schwankenden Konjunkturen und mit zumeist begrenztem analytischen Horizont. Wem dies einerseits nicht reicht, um sich mit grundsätzlichen Aspekten der ›multikulturellen Gesellschaft‹ auseinanderzusetzen, wer aber andererseits nicht intensiv die theoretischen und empirischen Beiträge zum Themenfeld um ›Multikulturalität‹ und ›race-class-gender‹-Fragen der letzten Dekade mitverfolgt hat, dem sei das hier besprochene Buch ans Herz gelegt. Die Autorin liefert einen umfassenden Einstieg in die aktuellen Diskurse zur multikulturellen Gesellschaft und zeigt deren historischen Ursprünge sowie politischen Perspektiven auf. Sie setzt dabei wenig Fachwissen voraus, bietet aber gleichzeitig Einblick in vielschichtige Hintergründe.

Das Buch ist in drei Kapitel gegliedert: I. Selbst- und Fremdbilder (darin: Fremdheit und Machtinteressen, Selbst- und Fremdbilder der europäischen Moderne, Nationale Selbst- und Fremdbilder, Gleichheitsanspruch und Ungleichheitsverhältnisse, Universalismus und Dominanz), II. Kulturen im Konflikt (darin: Der Islam und das westliche Selbstverständnis, Kultur – Geschlecht – Religion am Beispiel der Kopftuchdebatte, Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland, Segregation und Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland) und III. Modelle des Zusammenlebens (darin: Die multikulturelle Gesellschaft: Konzepte und Kontroversen, Erfahrungen aus den USA mit Affirmative Action, Pluralität und Egalität).

Darin kann inhaltlich ein Fortschreiten vom Grundsätzlichen zum Konkre-

ten, besser aber noch von den historischen Ursprüngen über die aktuelle Situation hin zu Perspektiven für die Zukunft gelesen werden. Ein Manko ist, dass die Autorin sowohl darauf verzichtet hat, ihre zentrale Fragestellung und den Aufbau des Buches einleitend zu erläutern, als auch ein als solches gekennzeichnetes abschließendes Fazit zu ziehen. Das zentrale Anliegen ist trotzdem nicht zu verkennen: Es geht Rommelspacher – wie auch schon in früheren Beiträgen – um die selbstkritische Auseinandersetzung mit dem christlich-abendländisch, androzentrisch und kolonialistisch geprägten Erbe der europäischen Moderne in den westlichen Industrienationen, sowie den spezifisch deutschen post-nationalsozialistischen Entwicklungen, welche beide in die heutigen Diskurse, Befindlichkeiten und Handlungsrepertoires der Einwanderungsgesellschaft hineinwirken.

Besonders gewinnbringend ist die Argumentation, wenn es um die (sozial-) psychologische Interpretation empirischer Phänomene geht, etwa von Zuschreibungen »kultureller Fremdheit« und als bedrohlich wahrgenommener »Eigenschaften« an bestimmte Bevölkerungsgruppen. Mit Kategorien wie Regression, Abwehr, Übertragung, Verdrängung usw. werden die z. T. problematischen Beziehungen zwischen Autochthonen und Zugewanderten im Muster vom »Selbst« und vom »Anderen« begreifbar – und hinterfragbar – gemacht. Von reinem »Psychologismus« ist das Werk dennoch weit entfernt, sind doch gesellschaftspolitische Kategorien wie Macht, Interesse, Privilegien etc. ebenso präsent wie ökonomische, institutionelle und rechtliche Strukturen.

Irritierend hingegen wirkt es, wenn beispielsweise das Werk des französisch-schweizerischen Philosophen Rousseau (1712-1778) beiläufig als Reaktion auf die Industrialisierung dargestellt wird (21), deren Beginn gemeinhin auf ca. 1785 in Großbritannien datiert wird, oder wenn das christliche Expansionsstreben auf die Zeit vor 1492 beschränkt zu sein scheint (27), obwohl die anschließende Kolonialisierung bekanntlich eng mit christlichen Missionierungsaktivitäten verflochten war. Ebenso, wenn die Autorin beim Thema Rechtsextremismus teilweise hinter den einschlägigen Diskussionsstand zurückfällt: Indem sie »Hierarchien zwischen den Geschlechtern und (...) Völkern und ›Rassen‹« (132) zu konstituierenden Merkmalen erklärt, eine rein »männerbündische« Organisationsweise (134) und klassische Rollenzuweisungen (137f.) unterstellt, lässt sie die durchaus auch vorhandenen antisexistischen sowie die ethnopluralistischen Varianten des Rechtsextremismus unberücksichtigt. Diese können jedoch theoretisch (z. B. bei AutorInnen wie Sigrid Hunke oder Alain de Benoist) und praktisch (durch entsprechende Statements und Praktiken innerhalb der »Szene« – auch und gerade von aktiven Frauen) meines Erachtens nicht als bedeutungslos abgetan werden. Die in vielfachen Kontexten in Rommelspachers Buch zu recht kritisierten Mechanismen von Polarisierung und interner Homogenisierung scheinen sich hier in die eigene Argumentation eingeschlichen zu haben.

Trotzdem ist das Buch in seiner Gesamtheit eindeutig lesenswert. Selten versäumt es die Autorin, die verschiedensten Bedeutungen, Potenziale aber auch Gefahren der vorgestellten Positionen zwischen den Polen eines egalitären Universalismus und partikularen Identitätspolitiken zu benennen und dadurch die Ambivalenzen der nicht unkomplizierten Materie zu verdeutlichen. Wenn gleichwohl die argumentative Tendenz in Richtung »Anerkennung von Differenz« geht, punktuell gar einem »Kulturrelativismus« nahe kommt, dann wohl deswegen, weil die Autorin einen assimilatorischen Diskurs in der Bundesrepublik als dominant diag-

nostiziert, dem sie etwas entgegensetzen will. Dem Eurozentrismus geht Rommelspacher dabei auch im Hinblick auf Gender-Perspektiven nach: Wenn unter Berufung auf ›Gleichberechtigung der Frau‹ Frauen ausgegrenzt werden, die dem Bild ›bundesrepublikanischer Emanzipiertheit‹ nicht entsprechen, und wenn diese Frauen sich dagegen zur Wehr setzen, so könne genau dies ein emanzipatorischer Akt sein. Dies zu begreifen falle der Mehrheitsgesellschaft schwer (vgl. 124). Solche Überlegungen sind zwar nicht neu, bleiben aber angesichts der Reden im mainstream und Teilen der egalitär-feministischen Öffentlichkeit notwendige Interventionen.

Für didaktisch besonders geeignet halte ich die Strukturierung diverser aktueller »Multikulturalismus«-Konzepte (in konservatives, liberales und kritisches, 175–192). Die Autorin selbst favorisiert den kritischen Multikulturalismus, der neben Mehrheits-Minderheits-Verhältnissen auch die Gruppenkonstruktionen an sich, deren interne Heterogenität und die beständige Veränderung von »Kultur« thematisiert. Doch auch insgesamt eignet sich das Werk m. E. sehr gut als Einstiegslektüre innerhalb und außerhalb von Bildungseinrichtungen, da es ein breites Spektrum der einschlägigen Literatur aus den Forschungsbereichen zu Migration, ›(Multi-)Kultur‹, ›gender studies‹, ›ethnische Konflikte‹, ›postcolonial studies‹ sowie dazugehörige ideengeschichtliche und sozialpsychologische Reflektionen zusammenfassend aufbereitet.

Renate Bitzan

Andreas Kraß (Hrsg.): **Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (*Queer Studies*)**. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003 (edition suhrkamp 2248). 358 S. € 14,00

Sind *Queer Studies* vor allem in den USA bereits seit längerer Zeit ein produktiver wie provokativer Forschungsansatz, ist diese Entwicklung in der deutschsprachigen Forschung bisher nur als vereinzelte und zögerliche wahrzunehmen. Mit dem Erscheinen dieses Sammelbandes werden zentrale Texte der *Queer Theory* auch auf deutsch zugänglich gemacht, so dass ihrer Rezeption durch ein breiteres Publikum der Weg gebahnt ist.

Den Aufsätzen ist eine Einführung des Herausgebers vorangestellt, die über Ursprünge und zentrale Strategien der *Queer Theory* informiert. Die Beschäftigung dieses Forschungsansatzes mit der Konstruktion und Geschichte der Homosexualitäten dezentriert Heteronormativität, hinterfragt die damit verknüpfte binär organisierte Opposition von Männlichkeit und Weiblichkeit und diskutiert die (Verbindung der) Kategorien des Geschlechts und der Sexualität. Diese stark theoretisierende Komponente ist stets an die politische Forderung der »Anerkennung eines sexuellen Pluralismus« (S. 18) gekoppelt. Diese Konstellation begründet einen entscheidenden Themenschwerpunkt der *Queer Theory*: die Identitätsproblematik. Einer dezidierten Widerlegung essentialistischer stabiler Identitätskonzeptionen, die als Fortschreibungen normativer Ordnungssysteme desavouiert werden, steht die Notwendigkeit eines strategischen politischen Einsatzes eben dieser Identitätskategorien gegenüber, da Repräsentation sowie Mobilisierung unterdrückter politischer Gruppen ohne eine solche Vereinheitlichung unmöglich sind.

Um *Queer Theory* als kulturwissenschaftliches Projekt beschreibbar zu ma-

chen, unterscheidet Andreas Kraß drei Perspektiven: die der Performativität, der Historizität sowie die der Semiotik der Sexualität (S. 20). Der erste Begriff verweist auf Judith Butlers Arbeiten: Mit der Kategorie der Performativität denaturalisiert sie heteronormative Zuordnungen von *sex* (anatomischem Geschlecht), *gender* (Geschlechtsidentität) und Begehren, indem sie die unterstellte Kohärenz als performativ hervorgebrachte Effekte sichtbar macht. Gleichzeitig beschreibt sie die performative Wiederholung von Geschlechterrollen als queere Handlungsmöglichkeit zur Störung heterosexueller Ordnungen. Die zweite Perspektive, die der Historizität von Sexualität, bezieht sich auf das von Michel Foucault begründete Projekt einer Geschichte der Sexualität, das die kulturelle Konstruiertheit von Sexualität sowie deren Beschaffenheit als Effekt eines Dispositivs naturalisierender Diskurse, Institutionen und sozialer Praktiken herausstellt. Den dritten Aspekt bildet die Semiotik: *Queer reading* zielt auf die Aufdeckung und Dezentrierung heteronormativer Sinnzusammenhänge in literarischen Texten und sucht Muster textuellen Begehrens, die »in einer unterschwelligen symbolischen Ordnung kodiert« sind (S. 22).

Diese Klassifizierung bestimmt auch die Gliederung der Textsammlung. Der erste Teil – »*Queer Theory*: Sexualität und Politik« – enthält vier Aufsätze, die Mechanismen und Logiken der Diskriminierung und Konformierung von Geschlecht und Sexualität in einer heterosexuellen Matrix aufdecken und die oben beschriebene Identitätsproblematik thematisieren. Im ersten Aufsatz arbeitet Gayle Rubin an einer »Theorie der sexuellen Politik« (S. 31): Sie analysiert ideologische Formationen, die Bewertungssysteme von Sexualität in den modernen westlichen Gesellschaften bestimmen. Ihrem Plädoyer für eine konstruktivistische historisierende Perspektive auf Sexualität(en) stehen in der Analyse und den daran anschließenden politischen Forderungen einer Umstrukturierung des sexuellen Systems jedoch klar abgegrenzte sexuelle Identitäten gegenüber. Die oben beschriebene Ambivalenz des Identitätsbegriffs, der einmal als instabil und veränderbar beschrieben wird, dann wieder als solide Basis im Kampf gegen Diskriminierung fungiert, wird hier jedoch (noch) nicht – im Gegensatz zu den Arbeiten von Eve Kosofsky Sedgwick und Judith Butler – explizit reflektiert. Sedgwick untersucht in ihrem Aufsatz die Figur des Verstecks (*closet*) als erkenntnistheoretische Analysekategorie »für die moderne westliche Kultur und Geschichte im ganzen« (S. 115) sowie als »produktive Erzählstruktur« (S. 113) mit kontrollierender sozialer Signifikanz. Sie konstatiert für die Figur des Verstecks wie im weiteren Sinne für Identitätszuweisungen sowohl eine – begrenzte – positive Wirkung übergreifender Konsistenz »schwuler Kultur und Identität« (S. 115) als auch die daran gekoppelten problematischen Komponenten der Totalisierung und Regulierung. Sedgwick analysiert die »Pluralität und Inkohärenz moderner Formen der Konzeptualiserung gleichgeschlechtlichen Begehrens und [...] schwuler bzw. lesbischer Identität« (S. 133) und verdeutlicht die repressive definitorische Kontrolle durch vereindeutigende Identitätskategorien. Auch Judith Butler stellt in ihrem Beitrag diese Problematik in den Mittelpunkt: Einer Gegenüberstellung der Funktionen von Identitätskonzeptionen, die sowohl im Dienste normalisierender unterdrückender Ordnungen als auch gegen derartige Strukturen angewendet werden können, lässt Butler den oben bereits erwähnten Entwurf des strategischen Einsatzes von Identitätskategorien folgen. Mit der Beschreibung von Resignifikationsprozessen ursprünglich heterosexisti-

scher Kategorien illustriert Butler ihr »Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit des Zeichens (statt zu dessen strategischem Essentialismus)« (S. 153) und zeigt die Möglichkeit politischer Störmanöver durch subversive Bedeutungspotenziale. Im vierten Aufsatz wendet sich Teresa de Lauretis Repräsentationen lesbischen Begehrens zu, das sich geschlechtlichen und sexuellen Zuordnungen verweigert, die auf eine heteronormative Matrix verweisen. Dazu entwickelt sie – mit Rückgriff auf Thesen von Luce Irigaray – die Kategorie der sexuellen Indifferenz, die die Kopplung der Geschlechterdifferenz an eine männliche Denkökonomie problematisiert. In diesem Modus, der Geschlecht als sexuelle Differenz begreift, kann das Begehren einer Frau nach einer Frau nicht wahrgenommen werden. Die sexuelle Differenz beruht somit auf »der vollkommenen Indifferenz gegenüber dem ›anderen‹ Geschlecht, der Frau« (S. 81).

Die Identitätsproblematik bildet auch für die Artikel des zweiten Teils – »*Queer History*: Von Sodom bis Stonewall« – einen wichtigen Ausgangspunkt. David Halperin schließt explizit an Sedgwicks Arbeiten an, indem er für die von ihr beschriebenen unvermittelt nebeneinander existierenden, logisch nicht miteinander zu vereinbarenden Modelle von (männlicher) Homosexualität »eine hypothetische Erklärung« (S. 179) vorstellt. Halperin beschreibt vier »prähomosexuelle [...] Kategorien männlicher sexueller und geschlechtlicher Devianz« (S. 180), und zwar die der Effemination, der Päderastie, der Freundschaft sowie der Inversion. Nach der Erarbeitung ihrer historisch differenten Signifikationen zeigt Halperin, wie einige dieser Konzeptionen bis in heutige Vorstellungen von Homosexualität fortwirken, dabei aber z. T. beträchtlichen Bedeutungsumwandlungen unterlagen. Carolyn Dinshaw beschäftigt sich kritisch mit den Arbeiten John Boswells, der in der Forschung als der Begründer eines historischen Essentialismus homosexueller Identitätskategorien gilt. Seine Arbeiten zu einer dezidiert schwulen Geschichte schufen in den 1980er Jahren eine breite Öffentlichkeit für diese Thematik und eine neue Affirmationsstrategie der *gay community*. Diese positiven Auswirkungen konfrontiert Dinshaw mit der von Boswell implizit vorgenommenen Normierung homosexueller Identität, indem er das monogame schwule Paar als einzige Existenzform schwuler Lebensweise beschrieb. Dinshaw sieht in dieser Form der Geschichtsschreibung eher eine Strategie, moderne Toleranzforderungen kommunizierbar zu machen. Im letzten Aufsatz des zweiten Teils analysiert Scott Bravmann, wie die symbolische Bedeutung der Stonewall-Ereignisse für schwule und lesbische *communities* in verschiedenen Berichten und historischen Aufarbeitungen immer wieder neu konstruiert wird. Auf der Grundlage des Verständnisses einer fiktional-narrativen Beschaffenheit von Historiographie zeigt Bravmann, wie »queere Fiktionen von Stonewall« (S. 240) schwule und lesbische Identität auf je andere Art und Weise verhandeln. Bravmann konzentriert sich auf die frappierende Alterität der jeweiligen Konstruktionen ethnischer, geschlechtlicher und politischer Differenzen und stellt die These auf, dass die Bedeutungszuweisungen an den Stonewallaufstand von der jeweiligen Strukturierung der Ereignisse abhängen.

Im letzten Teil des Sammelbandes – »*Queer Reading*: Das Begehren des Textes« – folgen diachron angeordnete Untersuchungen zu Repräsentationen gleichgeschlechtlichen Begehrens in der Literatur. Andreas Kraß beleuchtet die narrativen Manöver und diskursiven Überlagerungen im *Gürtel* Dietrichs von der Glesse, einem narrativen Text aus dem 13. Jahr-

hundert, die die heterosexuelle Liebesgeschichte in eine homoerotische überführen. Als Analyserahmen operiert Kraß mit dem von Sedgwick entwickelten Begriff des homosozialen Begehrens und mit der daran geknüpften Figur des erotischen Dreiecks. Das Dreieck – eine moderne Analysekategorie – kollabiert im mittelalterlichen Text Dietrichs und wird durch die changierenden Identitäten der ProtagonistInnen in eine »Verbindung zweier Punkte transformiert« (S. 293). Valerie Traub untersucht die »asymmetrische [...] Repräsentation dreier diskursiver Figuren« (S. 298) lesbischen Begehrens in der frühen Neuzeit. In hegemonialen Diskursen werden z. B. die Sodomitin und die Tribade konstruiert, aber durch die diesen Texten zugrunde liegende Logik männlicher Sexualpraktiken wird ein spezifisch lesbisches Begehren bzw. lesbische sexuelle Praktiken gleichsam ausgelöscht. Um ein dynamischeres und heterogeneres Bild zu gewinnen, untersucht Traub Repräsentationen weiblicher Homoerotik in frühneuzeitlichen Theaterstücken. Nach der Analyse diverser literarischer Strategien kommt sie zu dem Schluss, dass »symmetrischem ›femininen‹ homoerotischen Begehren [...] erst Signifikanz zugestanden [wurde], nachdem es insignifikant gemacht wurde« (S. 313). James Creech verfolgt in einem französischen Roman des 19. Jahrhunderts – *Adolphe* von Benjamin Constant – die Strukturierung des queeren männlichen Subjekts. Spezifische Konzeptionen von Misogynie und Männlichkeit sind an quasi-ödipale Konstellationen und an die Figur des Geheimnisses geknüpft, die Creech dazu veranlassen, die queere Protagonistensubjektivität, die möglicherweise homosexuelle Orientierung des Autors und die explizit schwule Identität des Lesers (nämlich Creech selbst) ineinanderzuspiegeln. Das Insistieren auf der sexuellen Identität des Autors und des Lesers zielen auf eine reduktive Vereindeutigung des Textes, die den oben besprochenen Ansätzen der taktischen Nutzbarmachung changierender Identitätskonzeptionen zuwiderläuft und selbst einem totalisierenden Gestus verfällt.

Queer Denken bietet einen Einstieg in kultur- und literaturwissenschaftliche Themenfelder der *Queer Studies*, deren einzelne Texte auf mannigfaltige, teils auch auf widersprüchliche Weise grundlegende Aspekte der *Queer Theory* verhandeln. Es bleibt zu wünschen, dass sich auch die deutschsprachige Forschung in diese Diskussion einbringt und queeres Denken interdisziplinär fruchtbar macht.

Silke Winst

Annemieke van Drenth/Francisca de Haan: **The Rise of Caring Power. Elizabeth Fry and Josephine Butler in Britain and the Netherlands.** Amsterdam: Amsterdam University Press 1999, 296 S., $ 27.00

Annemieke van Drenth und Francisca de Haan haben mit »The Rise of Caring Power« eine Studie vorgelegt, die zu einem tieferen Verständnis der ersten Frauenbewegung und des Feminismus im 19. Jahrhundert führt. Die Entstehung des modernen Wohlfahrtsstaates wird darin als gesellschaftlicher Transformationsprozess dargestellt, in dem Frauen nicht allein über ihre potenzielle Mütterlichkeit definiert wurden, sondern in dem sie selbst aktiv dazu beitrugen, Macht neu zu definieren. Damit wird die von Denise Riley beschriebene Ironie der Geschichte des Feminismus, die darin liegt, dass Anerkennung von Frauen als Teil der Menschheit nur durch die Betonung der weiblichen Eigenart möglich wurde, als im historischen Prozess funktional beschrieben.

Im Anschluss an einen Theorieteil stellen die Autorinnen Leben und Werk der britischen Sozialreformerinnen Elizabeth

Fry (1780–1845) und Josephine Butler (1828–1906) dar. In einem dritten Teil untersuchen sie den Transfer der Ideen dieser Frauen auf den europäischen Kontinent, indem sie Frys Einfluss auf die niederländische Gefängnisreform und Butlers Einfluss auf die zweite Phase der abolitionistischen Bewegung, die sich in den Niederlanden der Prostituiertenfürsorge und der Mädchenfürsorge widmete, untersuchen. Im letzten Kapitel werden die Ergebnisse im Hinblick auf die Entstehung des modernen Wohlfahrtsstaates bilanziert.

Die Autorinnen entwickeln die These, dass die sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts das öffentliche Machtgefüge um eine Dimension erweiterten, die sie als »Caring Power« (Macht der Fürsorge) bezeichnen. Die neue Macht war angelegt in der Transformation des Religiösen, die zwischen 1750 und 1850 stattfand und die sich in einer Neuordnung von Geschlechterbeziehungen niederschlug. Die Autorinnen erweitern und modifizieren Foucaults Diskursanalyse zur Entstehung des modernen Strafvollzuges als Prozess der Entstehung des modernen Subjekts in ihren einleitenden Kapiteln an zwei entscheidenden Stellen. Sie unterstreichen die Ambivalenz dieser Transformation für das moderne Individuum, indem sie zum einen darauf hinweisen, dass »Überwachen und Strafen« auch die individuelle Wahrnehmung der Gefangenen als Mitmenschen bedeutet. Die Disziplinierungsgeschichte ist gleichzeitig die Emanzipationsgeschichte des Individuums. Zum anderen stellen die Autorinnen die Bedeutung der modernen Religiosität für diesen Prozess von »Überwachen und Strafen« als Individualisierungsprozess heraus. (Kapitel 1) Historisch entwickelt wird diese These am Beispiel der Bewegung gegen die Sklaverei, deren humanitäre und religiöse Motive in der neueren Literatur kontrovers diskutiert werden. (Kapitel 2) Der Streit geht um die Frage, ob der frühe Abolitionismus ausschließlich den Interessen avancierter Kapitalisten diente oder ob er einen genuinen Beitrag zur Befreiung von Klassen- und Rassendiskriminierung leistete. Anhand der Geschichte der sozialreformerischen Aktivitäten der Society of Friends (= Quäker) und der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts kommen die Autorinnen zu dem Schluss, dass die religiösen Motive genuin und gleichzeitig mit Klasseninteressen kompatibel waren. Diese Überlegungen bilden das argumentative Fundament für die im zweiten Teil des Buches vorgenommene Untersuchung der Bedeutung Elizabeth Frys für die Gefängnisreformen des 19. Jahrhunderts und Josephine Butlers für den Kampf gegen die sogenannten Sittlichkeitsgesetze und für die organisierte Frauenbewegung.

Elizabeth Fry entstammte einer wohlhabenden englischen Familie. Anknüpfend an die alte Quäkertradition der Gefängnisbesuche begann Fry 1813 als verheiratete Frau, die zehn Kinder geboren hatte, mit Besuchen im Frauengefängnis von Newgate (London). Sie gründete als Reaktion auf die grauenvollen Verhältnisse in englischen Gefängnissen 1817 die »Ladies Association for the Reformation of Female Prisoners in Newgate«. Aufgrund ihrer Erfolge wurde Fry bereits 1818 als erste Frau vor einen Parlamentsausschuss gerufen. Eine breite publizistische und organisatorische Aktivität gemeinsam mit anderen Quäkern, die sich für die Gefängnisreform engagierten, folgte in den zwanziger und dreißiger Jahren. Die Entstehung von Ladies' Associations an vielen Orten führten schließlich zur Gründung der »British Ladies' Society for Promoting the Reformation of Female Prisoners« (1821) und einer entsprechenden Society in Schottland (1834). Ende der dreißiger Jahre erwei-

terte Fry ihren Aktionsradius auf den Kontinent und verband ihre Reformvorstellungen mit religiösem Engagement in der Erweckungsbewegung, in deren europäischem Kontext sie die bedeutendste Aktivistin war. Die Erweckungsbewegung erfasste seit den 1820er Jahren mehr oder weniger alle protestantischen Kirchen Europas und führte zu philanthropischen Aktivitäten von der Armenerziehung über Krankenpflege bis zur Gefängnis- und Behindertenfürsorge.

Die Gefängnisreform allerdings nahm in dieser Zeit in England eine Wendung, der Fry nicht folgen konnte. Im Sinne einer Rationalisierung wurde das Zellensystem eingeführt und der religiös motivierte Glaube an die Verbesserung durch Erziehung und christliche Freundlichkeit wurde abgelöst von dem einem wissenschaftlichen Weltbild verpflichteten Verständnis von Verbrechen und Strafe. Frys Konzept der Erziehung statt Strafe gewann erst im Strafvollzug der 1920er Jahre neue Aktualität.

Im Gegensatz zu vielen Ansätzen der neueren Geschichtsschreibung wird die religiöse Inspiration Frys von den Autorinnen als eigenständige Motivation und nicht als Legitimation für ihre sozialreformerische Tätigkeit dargestellt. Die Säkularisierung des 19. Jahrhunderts wird somit als Transformation und nicht als Verschwinden von Religiosität begriffen. Dieser Ansatz ermöglicht es den Autorinnen nicht nur, die Komplexität der frühen Sozialreform angemessen darzustellen, sondern auch Frys besondere Prägekraft für die Entstehung der neuen Machtstrukturen herauszuarbeiten. Als Feministin verstand sich Elizabeth Fry nicht, aber sowohl aufgrund ihres programmatischen Beitrags zur veränderten gesellschaftlichen Wahrnehmung von weiblichen Gefangenen als menschlichen Wesen, als auch aufgrund ihres Konzepts von Frauensolidarität und wegen ihrer organisatorischen Tätigkeit gebührt ihr ein herausgehobener Platz in der Geschichte der Entstehung der ersten Frauenbewegung. Sie trug entscheidend zu einer neuen Definition von Frauen im öffentlichen Raum bei. Ihre internationale Wirkung wird am niederländischen Beispiel deutlich, die Aufarbeitung ihres Einflusses in Deutschland würde zu ähnlichen Ergebnissen führen.

Die zweite Protagonistin, Josephine Butler, verstand sich selbst als Feministin. Ihre sozialreformerische Hauptaktivität lag im Kampf gegen die englische Prostitutionsgesetzgebung, gegen den Mädchenhandel und im Aufbau der Prostituiertenfürsorge. Die abolitionistische Bewegung verlagerte ihren Schwerpunkt nach 1860 von der Bekämpfung des doppelten Standards bei der Behandlung von Schwarzen und Weißen auf den der Bekämpfung des doppelten moralischen Standards für Männer und Frauen im sexuellen Bereich. Führend waren auch hier evangelikale Kreise sowie wiederum Quäker. Anne Marie Käppele hat Butlers Beitrag als eine Modifikation des Kampfes um individuelle Rechte im Sinne ihrer Zeitgenossen dargestellt. Daran anknüpfend können Franziska de Haan und Annemieke van Drenth überzeugend darstellen, dass Butlers Kampf als der erfolgreiche Versuch gesehen werden muss, die individuellen Rechte von Frauen zu verteidigen, wenn diese der Prostitution nachgingen. Sie weisen damit die These zurück, dass Butler und ihre Mitstreiter mit der sexuellen Bevormundung von Frauen aus unteren Volksklassen eine puritanische Form des Klassenkampfes von oben entwickelt hätten. Tatsächlich bekämpfte Butler vor allem die menschenverachtende englische Gesetzgebung, die mit höchst zweifelhaftem Erfolg ausschließlich aus der Perspektive des Schutzes der männlichen Freier im Namen der allgemeinen Gesundheit installiert wurde. Sie unterstützte damit

die liberale Bewegung in ihrem Kampf gegen jegliche Form der staatlichen Intervention in das persönliche Leben. Ihr auf religiöse Inspiration gegründeter Glaube an individuelle Veränderung hielt äußerliche Gewalt und Strafen für wirkungslos im Einsatz für die gesellschaftliche Reform der Geschlechterbeziehungen. Butlers Beitrag zur Etablierung neuer Machtstrukturen, in denen die Organisation individueller Fürsorge eine entscheidende Rolle spielt, fand in ihrem Engagement für Frauenbildung und Frauenwahlrecht seinen politischen Niederschlag. Ihre tiefe Überzeugung, dass Frauen ein entscheidender öffentlicher Einfluss gebührt, macht sie zu einer der einflussreichsten Frauen der britischen Frauenbewegung.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es Annemieke van Drenth und Francisca de Haan gelungen ist, unser Verständnis moderner Geschlechterbeziehungen und der ihnen zugrundeliegenden Machtstrukturen zu vertiefen, indem sie das Konzept von »Fürsorge« um die Dimension einer machtbezogenen Praxis von Frauen im öffentlichen Raum analytisch erweitert haben. Es bleibt zu wünschen, dass neue Arbeiten zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, besonders aber zur Geschichte von Sozialarbeit und Sozialpädagogik, dieses in Deutschland bisher wenig rezipierte Buch zur Kenntnis nehmen.

Juliane Jacobi

Astrid Messerschmidt: **Bildung als Kritik der Erinnerung. Lernprozesse in Geschlechterdiskursen zum Holocaustgedächtnis,** Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel, 280 S., € 19,90

Astrid Messerschmidt knüpft mit ihrem Buch an den Diskurs über das kollektive Erinnern an den Holocaust an, wie er seit den 90er Jahren geführt wird, aber bisher nicht in der pädagogischen Debatte angekommen ist. Sie fragt in der etwas gekürzten Fassung ihrer vom Fachbereich Humanwissenschaften der TU Darmstadt 2002 angenommenen Dissertation nach einem adäquaten und reflektierten Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust in der kritischen Bildungstheorie. Sie verbindet Holocaust-Erinnerung, Geschlechterdiskurs und Bildungstheorie und plädiert für ein Fortschreiben der Verunsicherung im Umgang mit Holocaust-Erinnerung.

Das Buch hat sieben große Kapitel, drei davon sind dem Thema »Bildung und Erinnerung« gewidmet. Die Überprüfung der Positionen in der kritischen Bildungstheorie nimmt Messerschmidt mit Adornos Thesen aus »Erziehung nach Auschwitz« und Benjamins geschichtsphilosophischem Ansatz vor. Sie bezieht diese auf die Erinnerungsarbeit in der Pädagogik mit der dritten und vierten Generation mit dem Ziel einer »kritische[n] Perspektive auf den Umgang mit erinnerter Geschichte in unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation.« (9). Sie macht die Reflexion der eigenen zeitgeschichtlichen Begrenztheit und das nach J.B. Metz Anamnetische der Bildung zum Gegenstand der Kritik der Erinnerung, da das programmatische »Erinnern an den Holocaust« in der pädagogischen Theorie und Praxis nach 1989 seine gesellschafts- und ideologiekritische Schärfe verloren hat.

Neu und entscheidend an den Ausführungen Messerschmidts ist mit drei großen Kapiteln ihr Bezug auf die Geschlechterdiskurse. Sie zeigt die in der feministischen Theorie durch die Kategorie Geschlecht begonnene Perspektivenverschiebung und Öffnung der Disziplinen untereinander auf, und beleuchtet, wie durch die Einführung der Kategorie Geschlecht in den Erinnerungsdiskurs ein Prozess der Selbstreflexion bezüglich des

»Gebrauchs der Erinnerung« angestoßen wird. Ein universeller Bildungsbegriff ist unter feministischer Kritik nicht mehr haltbar, die »geschlechtliche Markierung von Subjektivität« hat in der Theoriebildung zum selbstkritischen Hinterfragen der Ausblendungen und Einschränkungen des eigenen Blicks in Bezug auf die NS-Geschichte geführt (vgl. Türmer-Rohr 1988). Die Fülle der theoretischen Zugangsweisen, die Einbeziehung heterogener Theoriepositionen und die große Anzahl der rezipierten Arbeiten zur Holocaust-Erinnerung zeichnet Messerschmidts Studie aus. Die mit dem gender-Aspekt eingebrachte Analyse und Theorie wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens, öffnet die Bildungstheorie den gegenwärtigen Strömungen einer engagierten Wissenschaftsdebatte, wie sie in den Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften geführt wird. Diese Debatte hat deutlich gemacht, dass es zunehmend nicht mehr um Dekonstruktionen der Geschlechterverhältnisse unter dem Aspekt der Differenz von Männern und Frauen geht, sondern um Aspekte der kulturellen und sozialen Diversität, die sich auf gender-Diskurse und Globalisierung beziehen. Messerschmidts Interesse richtet sich auf die Ausblendung der Täterschaft von Frauen, die in den feministischen Sichtweisen auf die NS-Zeit zur Entlastung der Frauen in den Erinnerungsdiskursen geführt hat. »Gemeinsam ist diesen heterogenen Ansätzen die Verabschiedung einer feministischen Programmatik, das Suspektwerden hegemonialer Ansprüche von Kritik und die Auseinandersetzung mit der Verschiedenheit geschlechtlicher Identitäten und Praktiken.«

Messerschmidt untersucht sowohl die soziale Bedeutung der Geschlechterordnung in der Aneignung von Geschichte als auch die Situierung feministischer Positionen im Umgang mit Geschichte. Das Aussparen der NS-Rassepolitik in bisherigen Analysen, die Gleichheit immer als Geschlechtergleichheit denkt, hat »alle anderen Aspekte von Ungleichheit ausgespart, kreist immer nur um die deutschen nichtjüdischen Frauen und Männer. Weder die Opfer der NS-Politik noch deren Täter kommen in diesem Analyserahmen vor.« (155) Messerschmidt entwickelt ihren bildungstheoretischen Zugang unter der Perspektive der dritten Generation nach Auschwitz, die eine Differenzierung des kollektiven Gedächtnisses erfordert, auch in bezug auf die Relevanz der »Rassismusanalyse« für feministische Gedächtnisarbeit unter den Gegebenheiten der Globalisierung. So richtet Messerschmidt ihren Blick auf die Geschichte rassistischer und kolonialistischer Ausbeutungs- und Vernichtungspolitiken und fragt nach den Konstellationen zwischen der Holocaust-Erinnerung und der Erinnerung an andere Vernichtungspolitiken. Der Einsatz von Geschlecht zur »Konstruktion und Sicherung von Identitäten« (50) ist relevant für die Forschung, da sowohl Geschlechterverhältnisse in historischen Prozessen aufzufinden sind, als auch im Diskurs des Erinnerns sich die Geschlechterverhältnisse immer wieder zu manifestieren scheinen. In der Auseinandersetzung mit der Kontextualität feministischer Positionen sieht Messerschmidt die Relevanz einer feministischen Bildungstheorie. Das Geschlecht wird als Identifizierung und »Markierung des Subjekts« wirksam, aufgrund derer eine Einteilung in eine binäre Geschlechterordnung erfolgt, so wie andere Geschlechtsidentitäten marginalisiert werden. Die Ausblendung der Geschlechterdifferenz in der historischen Erziehungs- und Geschichtswissenschaft bezüglich der Holocausterinnerung macht »die Nichtrepräsentation des weiblichen Sprechens, seine Nichtbeteiligung unsichtbar.«

Messerschmidt postuliert den »Gebrauch des Geschlechts« wie den »Ge-

brauch der Erinnerung«, um disparate Positionen strukturieren und unterschiedliche politische und rassistische Strategien sichtbar machen zu können. Bewusst unterlässt sie eine positive Konnotierung der Geschlechterdifferenz, um historischen Entlastungsstrategien zu entkommen. Differenz wird ihr zum Korrektiv des »falschen Universalismus« in der Pädagogik, die vom positiven Gleichheitsanspruch ausgeht und das Fortbestehen der Ungleichheit nur als symptomatisch versteht. Messerschmidt greift die Metapher des »schielenden Blicks« (Sigrid Weigel) auf, um die Reflexion der Geschlechterverhältnisse in der Geschichte und ihre kulturelle und soziale Festgelegtheit aufzuzeigen, wie auch die Frage nach der Verantwortung des eigenen Handelns zu stellen. Unter gender-Aspekten treibt sie die historische Aufarbeitung voran, um gleichzeitig den »Umgang mit dieser Arbeit an der Erinnerung zu reflektieren und zu kritisieren.«

Heidemarie Stegmann-Meißner

Julia K. Koch, Eva-Maria Mertens (Hrsg.): **Eine Dame zwischen 500 Herren. Johanna Mestorf – Werk und Wirkung.** Münster: Waxmann 2002, 297 S., € 19,50

Karrieren von Frauen an deutschen Universitäten sind nach wie vor nicht der Normalfall, gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren sie es erst recht nicht. Die Rekonstruktion der Viten von Wissenschaftlerinnen dieser Zeit gleicht mitunter einer archäologischen Spurensuche. Oft gilt es, vergessene Leistungen und Schriften erst einmal ans Licht zu bringen, auch abgebrochene Werdegänge anhand von Archivnotizen zurückzuverfolgen, die strukturellen Bedingungen der damaligen Ausschließungs- bzw. Ernennungspraktiken an den Universitäten zu rekonstruieren. Im vorliegenden Sammelband haben sich Studentinnen und Absolventinnen des Kieler Institutes für Ur- und Frühgeschichte daran gemacht, Leben und Werk der Prähistorikerin und Volkskundlerin Johanna Mestorf (1828–1909) umfassend darzustellen. Dabei diente das 100. Jubiläum ihrer Ernennung zur Professorin an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel als Anlass, »dieser bedeutenden Wissenschaftlerin zu gedenken und ihre erstaunlichen Leistungen mit einer Tagung zu würdigen.« (9) Der vorliegende Band enthält die im Rahmen dieser Tagung gehaltenen Vorträge. Einleitend findet sich ein Werkverzeichnis Johanna Mestorfs, dann wird ihr Leben in knappen Zügen dargestellt. Die wesentlichen Informationen seien hier kurz zusammengetragen. Johanna Mestorf wurde 1828 als Tochter eines Arztes und Hobby-Altertumsforschers geboren, sie erhielt eine Schulausbildung an der höheren Töchterschule, danach war sie mehrere Jahre als Erzieherin in einem schwedischen Grafenhaushalt tätig, später als Reisebegleiterin einer italienischen Gräfin. Mit dreißig nahm sie eine Stelle als »Secretär für ausländische Korrespondenz« in Hamburg an. Ihre archäologische Laufbahn begann mit Übersetzungen der wichtigsten Werke der skandinavischen Archäologie. Diese Tätigkeit ermöglichte ihr eine Funktion als Kontaktperson zwischen deutschen und schwedischen Archäologen. In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts begann sie ihre ersten eigenen Artikel zu archäologischen und volkskundlichen Themen für eine lokale Zeitung zu verfassen, wurde freie Mitarbeiterin im Kieler Museum und besuchte einen internationalen Archäologenkongress in Kopenhagen. Als das Museum in die Universität Kiel integriert wurde, bekam sie die Stelle der Kustodin, fast 20 Jahre später wurde sie Direktorin des Museums und des Universitätsinstitutes.

Zu ihrem 70. Geburtstag wurde sie zur Professorin ernannt, kurz vor ihrem Tod bekam sie zu ihrem 80. Geburtstag den Titel des Dr. med. h.c. verliehen.

Die weiteren Beiträge des Buches befassen sich mit den wissenschaftlichen Grundlagen und Methoden der Archäologie um die Jahrhundertwende sowie mit den Anfängen des Frauenstudiums um 1900 in Deutschland und insbesondere in Kiel. Es folgen sechs »biographische Notizen«, welche sich dem Wirken Mestorfs in unterschiedlichen Lebensabschnitten und Institutionen widmen, in denen sie im Laufe der Zeit gearbeitet hat. Im Abschnitt III werden Werk und Wirkung Mestorfs dargestellt, indem ihre Einflüsse auf einzelne Themen der Frühgeschichtsforschung bis in die heutige Zeit nachgezeichnet sowie ihre populärwissenschaftlichen und volkskundlichen Arbeiten vorgestellt werden. Das abschließende Kapitel versammelt kurze Biographien jüngerer Kolleginnen von Johanna Mestorf. Insgesamt war die Tagung offenbar von dem Wunsch getragen, gerade auch die Details des Werdegangs von Mestorf aufzuarbeiten. Die Darstellung wird dadurch kleinteilig, und die Materialfülle macht die Lektüre insgesamt nicht leicht. Wünschenswert wäre ein Fazit gewesen, das die vielen Einzelbeobachtungen in einen größeren Kontext gestellt hätte. Zum Beispiel wäre ein Vergleich der Viten Mestorfs und denen ihrer vorgestellten Kolleginnen im Hinblick auf strukturelle Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede (etwa im Hinblick auf die soziale Herkunft, Erziehung und Ausbildung, finanzielle Lage etc.) aufschlussreich gewesen, um die Bedeutung dieser Elemente für die Karriereverläufe herauszustellen. So bleibt am Ende der Eindruck einer Spurensuche, die sich zu sehr im Fragmentarischen verliert, ohne das große Ganze in den Blick zu nehmen. Als nicht ganz unproblematisch erweist sich dabei auch der identifikatorische Zugriff: Dass Mestorf, deren Porträt als das einzig weibliche in der »Ahnengalerie« des ur- und frühgeschichtlichen Institutes der Kieler Universität hängt, für die Veranstalterinnen der Tagung »Ansporn und Vorbild« ist, betonen sie selbst im Vorwort. Die Suche nach großen Vorbildern ist verständlich, doch sollte sie nicht dazu führen, über einzelne Details hinwegzusehen: Eingangs und auch im Beitrag von Thomas E. Fischer wird Mestorf als eine der ersten Professorinnen im deutschsprachigen Raum gefeiert. Dagmar Unverhau zeigt indes in ihrem Beitrag, dass Mestorf nie eine Lehrtätigkeit an der Universität ausgeübt hat, der ihr verliehene Titel war vielmehr der eines Honorarprofessors, der damals verdienten Persönlichkeiten im Bereich der Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Dies schmälert ja nicht die Leistungen Mestorfs, verdient jedoch erwähnt zu werden.

Elke Hartmann

Susanne Moser: **Freiheit und Anerkennung bei Simone de Beauvoir.**
Tübingen: edition diskord 2002, 254 S., € 16,00

»Beauvoirs feministisches Ziel wäre es gewesen, eine Gesellschaft zu schaffen, in der die Frauen den Zugang zum Universellen als Frauen gewinnen – weder als Imitation der Männer noch als geschlechtsneutrale Wesen, die es ja gar nicht gibt«, fasst Susanne Moser (37) Beauvoirs Denken und Wirken zusammen. Gleichzeitig betont sie den Mangel einer ausreichenden philosophischen Aufarbeitung bezüglich der Begriffe Freiheit und Anerkennung in Beauvoirs Werken. Die Autorin bietet in ihrer Arbeit nicht nur einen komprimierten Überblick über die Debatte um Beauvoirs Theorie, sie revidiert gleichsam ›feministische Vorwürfe‹, weist

auf die Bedeutung des Gesamtwerkes hin und entwickelt eine Basis, auf der die vernachlässigten Begriffe präzisiert werden können. Die Auseinandersetzung mit diesen Begriffen erfolgt in zwei Schritten: der erste Teil des Bandes beschäftigt sich mit der Doppelsinnigkeit, der Freiheit und der Moral in Beauvoirs Gesamtwerk, im zweiten Teil werden das Subjekt, die Gesellschaft und die Anerkennung diskutiert. Die gesamte Beauvoir'sche Philosophie definiert Moser als Vermittlungspunkt zwischen Moderne und Postmoderne.

Die Autorin weist in ihrer Arbeit nach, dass Beauvoir nicht, wie hartnäckig unterstellt wird, »die Zweigeschlechtlichkeit [...] als ein notwendiges Attribut der Existenz« ansehe (11), sondern in »Das andere Geschlecht« eine geschlechterunabhängige Fortpflanzung ebenso andenke wie sie der Theorie einer Konstruktion der Geschlechter den Weg weise. Mosers Ziel ist die Thematisierung und Darstellung eines Konfliktes, in den Beauvoir – Moser zufolge – mit ihrem Rückgriff auf die Emanzipationspotenziale klassischer Philosophie zwangsläufig geraten müsste. Auf den Spagat zwischen innovativer Fortentwicklung klassischen philosophischen Denkens, u. a. des Freiheits-, Identitäts- oder auch Anerkennungsbegriffes, und der gleichzeitigen Selbstverständlichkeit, weiterhin diese klassische Orientierung als Maßstab einzusetzen, geht Moser ausführlich ein. Sie zeichnet die Geschichte des Anerkennungsdenkens nach und arbeitet in Exkursen die eigenständige philosophische Deutung Beauvoir'scher Begriffe in Abgrenzung zur Hegel'schen oder Sartreschen Philosophie heraus. Auch verweist sie darauf, wie stark Beauvoirs Intention, Philosophie als eine lebendige Realität erfahrbar werden zu lassen, und diese als »unerschöpfliche Quelle für ihr eigenes Leben und ihre Erfahrungen« (118) umzusetzen, geprägt war. Diesen Anspruch einzulösen, schien ihr wohl »am ehesten in der Literatur möglich« (118), betont Moser und baut in ihrem Band eine Brücke zwischen philosophischen Modellen und literarischer Umsetzung.

So reflektiert Beauvoir in ihrem Roman »Sie kam und blieb« – wie Moser herausarbeitet – die Bedeutung des Hegel'schen Anerkennungsmusters für das Alltagsleben, den Kampf zweier ›Bewusstseine‹. Dabei entwickelt sie ein modifiziertes Anerkennungsmodell, in dem sie den Kampf über das Konzept der Freundschaft auflösen wolle. Die klassische Anerkennungstheorie widerlege sie mit ihrem Hinweis, Frauen seien darin weder mitgedacht – wenn überhaupt, dann nur als »absolut Andere« – darüber hinaus würde nur in kriegerischen Metaphern argumentiert, was ebenfalls männlichem Denken geschuldet sei. Moser zeichnet Beauvoirs Suche nach einem ausgewogenen, wechselseitigen Anerkennungsverhältnis nach, in dem eine Spannung zwischen Freundschaft, reziproker Anerkennung und Verpflichtung mit der Freiheit der Subjekte zur Durchsetzung selbstgewählter Entwürfe einhergeht und sich vermittelt. Eine Denkstruktur, die der Existenz-Philosophie verbunden bleibt. Beauvoir will den Ausschluss der Frauen aufheben, sie will diese aus der Immanenz zur Transzendenz führen und entwirft ein Anerkennungsmodell, das die Geschlechtlichkeit mitdenkt, eine »grundlegende Feindseligkeit« (141) verneint und den Kampf befriedet. Beauvoirs Hauptthese, Anerkennung sei durch Freundschaft vermittelt möglich, wird von Moser detailliert nachvollzogen, in Abgrenzung zu Hegel, Sartre u. a. dargelegt und kritisch reflektiert. Nach Moser interpretiert Beauvoir den Anerkennungsprozess nicht als die Entgegensetzung zweier Subjekte, sondern als eine Vermittlung zwischen zwei Subjekten, in denen das jeweilige Subjekt nur über die Existenz des anderen Sub-

jektes zum Menschen, zur Transzendenz und zum Leben des eigenen Entwurfes gelangen kann. Und dies für beide in Freiheit! Allerdings betone Beauvoir an dieser Stelle, dass es sich bei der Freundschaft um einen Anderen handeln müsse, der ganz und gar bei sich selbst sei. »Ich anerkenne, dass der Andere ebenso Bewusstsein und Subjekt ist wie ich, dass er jedoch von mir getrennt ist und diese Andersheit nicht in eine wie immer geartete Identität aufhebbar ist« (179) fasst Moser diesen Prozess zusammen und differenziert dabei drei Formen von Alterität: das absolut Andere, Alterität als Merkmal von Identität und Alterität als Bedingung von Freundschaft. Beauvoir setzt damit an die Stelle des Herren-Subjektes ein Freundschaftssubjekt; ob und wie sich allerdings mit diesem Tausch das Anerkennungskonzept verändert, wurde von ihr nicht weiterentwickelt. Die daraus folgenden offenen Fragen bleiben ohne Antwort. Nicht weiter ausgeführt bleibt bei dem veränderten Anerkennungsmodell die Mitte der Vermittlung. Als Mitte wird bei Hegel die bedeutende Rolle der Arbeit gesetzt, und auch Beauvoir übernimmt Arbeit als Berufstätigkeit als ein Moment der Befreiung für Frauen, doch deren Rolle als Mittlerin zwischen den sich anerkennenden Subjekten – wie bei Hegel – bleibt unklar. Moser greift die Bedeutung der Mitte im Anerkennungsprozess nicht auf, so dass unklar bleibt, wie sich die Subjekte in Freundschaft »vermitteln«. Dies mindert allerdings nicht die Leistung Beauvoirs, das Hegel'sche Anerkennungsmodell für geschlechtliche Subjekte weiterzudenken und in Verbindung mit einer existentialistischen Perspektive »nicht die Widersprüche zwischen Freiheit und Situation, Wahl und Geschlecht durch eine Aufhebung zu versöhnen, sondern sie als Teil der Existenz zu denken« (244).

Moser arbeitet detailliert die Konflikte und Widersprüche des Beauvoir'schen Denkens heraus, ohne dessen Bedeutung zu mindern. Im Gegenteil baut sie »theoretische Brücken«, die vielen Leserinnen möglicherweise einen neuen Zugang zum vorliegenden Werk Beauvoirs vermitteln können. Sie hat den Anspruch, den sie eingangs formuliert, eingelöst.

Christa Oppenheimer

Johanna Bossinade/Angelika Schaser (Hrsg.): **Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin.** Göttingen: Wallstein Verlag 2003, 224 S., 12 Abb., € 24,00. (= Quer*elles* – Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung, 8)

Zum zehnten Todestag Käte Hamburgers im Jahr 2002 veranstalteten die Literaturwissenschaftlerin Johanna Bossinade und die Historikerin Angelika Schaser eine Käte Hamburger gewidmete Tagung. Sie riefen damit eine institutionelle Außenseiterin ins Gedächtnis, die »methodisch eine bedeutende Anregerin« (Gesa Dane) war.

Käte Hamburger, 1896 in Hamburg als Tochter jüdischer Eltern geboren, studierte in Berlin und München und promovierte 1922 im Fach Philosophie über »Schillers Analyse des Menschen als Grundlage seiner Kultur- und Geschichtsphilosophie«. Bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten arbeitete sie als Privatassistentin des Philosophieprofessors Paul Hofmann in Berlin. 1934 kehrte sie von einem Studienaufenthalt in Dijon nicht nach Deutschland zurück, sondern ging ins Exil nach Göteborg, wo sie bis 1956 den Lebensunterhalt für sich und ihre Mutter mit Deutschunterricht und als freie Mitarbeiterin schwedischer Zeitungen verdiente. Den schwierigen Bedingungen trotzend, konzipierte sie u. a. ihre Theorie der literarischen Gattungen, die bald nach ihrer Rückkehr – Fritz Martini hatte sie nach Stuttgart geholt – unter dem Titel

»Die Logik der Dichtung« erschien und für Aufsehen sorgte: es ging in erster Linie darum, Kriterien für die Fiktionalität eines Textes aus seiner eigenen Logik heraus zu entwickeln, und das war neu. Anhand einer systematischen Phänomenologie fiktionaler Tempora – berühmt sind die Überlegungen zum »epischen Präteritum« – weist Hamburger nach, inwieweit »die Sprache, die die Formen der Dichtung hervorbringt [...], sich *funktionell* von der Sprache unseres denkenden und mitteilenden Lebens unterscheidet.«

Käte Hamburger erlangte mit dieser Arbeit 1957 – im Alter von 61 Jahren – als erste Frau in der Bundesrepublik die Habilitation in der neueren deutschen Literaturwissenschaft und erhielt somit auch die Lehrbefugnis an der TH (später Universität) Stuttgart. Eine Dozentur wurde eingerichtet, später eine außerplanmäßige Professur. Eine planmäßige Professur sollte sie nie erhalten.

Eine ausführliche und unbedingt lesenswerte Auskunft über Leben und Werk Käte Hamburgers ist nun leicht zugänglich. Das »Quer*elles* – Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung«, von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin herausgegeben, widmet sich 2003 ausschließlich der 1992 verstorbenen Philologin, Philosophin und Literaturtheoretikerin. Der Weg Hamburgers »von der Außenseiterin zur Klassikerin« wird in der Einleitung (7–14) der Tagungsveranstalterinnen sorgfältig nachgezeichnet, während elf weitere Beiträge »die Grundlage für eine Forschung [schaffen], der Käte Hamburger als Paradigma für zentrale literaturtheoretische und wissenschaftsgeschichtliche Fragen dient«. Eine Bio-Bibliographie schließt den informativen Band ab (209–214). Fotos zeigen Käte Hamburger als Studentin in Berlin, im schwedischen Exil und zuletzt als 93-Jährige, anlässlich eines Vortrags im Deutschen Literaturarchiv Marbach, das ihren Nachlass beherbergt.

Ein Fundstück zum Schluss des Bandes sei hier ebenfalls erwähnt: Als Zwölfjährige schrieb Käte Hamburger für ihre Kusine Pflanzen- und Tierfabeln »für Kinder von 3-6 Jahren«, die 1909 im Eigenverlag der Verfasserin als »8 neue Kindermärchen« erschienen und hier im Faksimile, versehen mit einer editorischen Nachbemerkung von Angela Martini, wiedergegeben sind.

»Ihre »Logik der Dichtung« erschien meiner Generation [...] als eine förmliche Verheißung, dass die Fundamentierung unserer Wissenschaft in einer neuen Literaturtheorie gelingen könne« (23), so preist einstimmend der Emeritus Eberhard Lämmert Käte Hamburgers bekanntestes Buch und entwirft dann im Modus der nachgetragenen Laudatio die »Charakterzüge ihrer Wissenschaft« (15-27). Besonderen Wert legt er darauf, »die schon früh angelegte humanistische Grundüberzeugung Käte Hamburgers [...] als ein lebenslang begleitendes Element ihres wissenschaftlichen Denkens zu kennzeichnen.« (20)

Käte Hamburger sprach 1982 in Stuttgart über »Heine und das Judentum«. Als Greisin über den eigenen Lebensweg nachdenkend, meditierte sie »über das Verhältnis von persönlichem Schicksal und Geschichte« (73) anhand von Heines später Religiosität. Gert Mattenklott, der sich mit Hamburger »im Kontext ihrer jüdischen Verhältnisse« (72–82) so genau und aufschlussreich wie vorsichtig tastend beschäftigt, berichtet in seinem Beitrag mehr darüber.

Der Aufsatz der Erziehungswissenschaftlerin Christa Kersting, die ihr Augenmerk auf »Remigration und Wissenschaftspolitik« (50-71) richtet, ist wissenschaftshistorisch von nicht zu unterschätzender Bedeutung und zugleich

beschämend: Die »Verhandlungen um das Lehrauftragshonorar [an der TH Stuttgart, CB] sind wohl vor allem als ›Wiedergutmachung‹ zu würdigen und sollten lediglich der Rehabilitierung der ›Täter‹ dienen. Von Hamburger findet sich in den Akten dazu keine Äußerung. Vor 1933 aus rassistischen Gründen nicht in die Alma mater integriert, war für sie mit der ›Emigration‹ des Neukantianismus das relevante Theorie-Netzwerk entfallen; national-politisch orientierte Fachkollegen im Nachkriegsdeutschland ›übersahen‹ den wissenschaftlichen wie personellen Verlust.« (70) Kerstings Fazit: »Käte Hamburgers – auch internationale – Wirkung gilt es aufgrund der besonderen Form der Rückholung in eine zudem für das Fach randständige Institution noch zu entdecken.« (71)

Die Erfahrungen der Emigration verbanden die Briefpartner Thomas Mann und Käte Hamburger (83-99). Irmela von der Lühe belegt in ihrer »intellektuellen Beziehungsgeschichte« (99) kenntnisreich die Gründe für die herausragende Bedeutung, die Manns »Joseph«-Tetralogie für Hamburgers Arbeit im Exil bekam. »Bedenken gegen kompositorische Entscheidungen und deren geschichtsphilosophische Ausdeutung« (96) hatte Hamburger später allerdings gegenüber Manns »Dr. Faustus« erhoben; Mann replizierte beleidigt, »nicht eine Spur von Zugänglichkeit« (hier 97) fände sich in Hamburgers »intelligent gelangweilten Aussagen« (ebd.). Der »souveränen Reaktion« (98) Hamburgers – so von der Lühe – wäre es zuzuschreiben, dass es nicht zum Bruch zwischen beiden kam.

Burghard Damerau setzt sich in seinem Beitrag (115-128) mit Hamburgers zweitem theoretisch bedeutsamen Werk »Wahrheit und ästhetische Wahrheit« (1979) auseinander. Er zeichnet Hamburgers Kritik an den Wahrheitskonzeptionen Hegels, Heideggers und Adornos nach und formuliert gegen ihren Befund, der gelautet hatte, die Annahme einer ästhetischen Wahrheit sei aporetisch, im Anschluss einen Gegenvorschlag (für alle Neugierigen, 123-128).

Die in Princeton lehrende Barbara Hahn stellt die »Logik der Dichtung« in den Kontext der intellektuellen Landschaft der 60er und 70er Jahre – für mich ist ihr Beitrag das Zentrum des Bandes (129-139). Ihr Thema: Die Schwierigkeit der meist männlichen Literaturwissenschaftler, Käte Hamburgers Buch zu lesen, davon in erheblichem Maße für die eigene Arbeit zu profitieren und es nicht zugeben zu können, weil es das Buch einer Frau ist. Um so emphatischer empfiehlt Hahn uns zwei Autoren, genauer: eine Autorin und einen Autor, die Käte Hamburgers Arbeit fortschreiben: »Öffnet Dorrit Cohns Buch ganz neue Fragen für das theoretische und wissenschaftsgeschichtliche Umfeld der »Logik der Dichtung«, so rückt Gérard Genette das Buch ins Zentrum der Debatten, die unsere Disziplin am Ende des 20. Jahrhunderts zu führen hat.« (138)

Der Narratologe Michael Scheffel untersucht in seiner Re-Lektüre der »Logik der Dichtung«, inwieweit es sich um ein »Grundbuch« der Fiktionalitäts- und Erzähltheorie handelt (140-155). Er plädiert dafür, die Einsichten von Narratologie und Fiktionalitätstheorie zu verbinden, wofür Hamburger die Fundamente gelegt habe. Erst dann käme die besondere Qualität, »der einmalige Freiraum« (155) des fiktionalen Erzählens in den Blick.

Ein wichtiges und anregendes Gegenstück zu Hamburger liefert die Historikerin Angelika Epple, indem sie eine Gattungsbeschreibung der Historiographie unternimmt (156-168). Sie stellt mit Paul Ricœur die Frage, »wie in einer historischen Erzählung der Prozeß der Faktisierung funktioniert, wie also bestimmte Erzählmuster bestimmte Fakten hervor-

bringen und wie die Fakten sich zur Erzählung zusammenfügen« (168).

Gesa Dane befasst sich abschließend mit Hamburgers Aufsatz »Zur Phänomenologie des Films«, der im Umkreis der »Logik der Dichtung« entstand und – so Danes These – »im Horizont der gattungstheoretischen Diskussionen des 18. Jahrhunderts« (169) argumentiere. Die Spezifität der filmischen Erzählsituation wird im nachgestellten Forum noch einmal zum Gegenstand eines lebendigen Gesprächs der Filmwissenschaftlerinnen Gertrud Koch und Dominique Blüher (197-207).

Wie Fiktionalität »mit der Realität auf komplexe Weise vermittelt« (45) ist, hätte im Rahmen eines Jahrbuchs zur Frauen- und Geschlechterforschung mit dem erklärten Ziel der »Reflexion über die Geschlechterverhältnisse« (219) einen zusätzlichen Beitrag nahe gelegt, der einen Bezug auf das Erzählen und Interpretieren als geschlechterkonstruktive Differenz herzustellen vermocht hätte (»feminist poetics of narrative«, Susan S. Lanser, 1992). Das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterstudien der Universität Greifswald (IZFG) hat kürzlich zu diesem Thema unter dem Titel »Narrating Gender. Texte, Medien, Episteme« eine Tagung veranstaltet und sich im Abschlussvortrag von Andrea Geier der Frage »Ist »Geschlecht« eine relevante Kategorie des Erzählens?« gestellt.

Käte Hamburger hat sich damit nicht explizit beschäftigt. Ihr dieses vorzuwerfen, wäre ahistorisch gedacht. Zwischen ihren Zeilen mag eine Antwort allerdings zu finden sein, und vielleicht wäre eine Suche, zum Beispiel in ihren Arbeiten über Rahel Varnhagen oder Nelly Sachs, lohnend.

In ihrer Einleitung hatten die Herausgeberinnen den vorliegenden Band als »einen Neuansatz der Käte-Hamburger-Rezeption zu Beginn des 21. Jahrhunderts« bezeichnet. Mich hat der Band in der Tat zum (Wieder)Lesen der Bücher Käte Hamburgers verführt, und so möchte ich zum Schluss dieser Besprechung dazu anregen, auch ihre kritische Studie aus dem Jahr 1985 über »Das Mitleid« einer Re-Lektüre zu unterziehen. Es lohnt sich – in Zeiten, in denen die Deutschen ihr Augenmerk auf ihr Leid als Opfer des Bombenkriegs und der Vertreibung richten und wir Nachgeborenen uns als »Mitleidende« herausgefordert und provoziert fühlen.

Cornelia Berens

Elke Hartmann: **Heirat, Hetärentum und Konkubinat im klassischen Athen**. Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2002, 279 S., € 39,90

Elke Hartmann legt eine Untersuchung vor, die – nicht nur HistorikerInnen – neues Wissen zu Beziehungsformen von Mann und Frau bietet. Sie widmet sich darin »jenen Beziehungen, welche Athener zu Frauen unterhielten«, und »sucht diese Partnerschaften nicht allein anhand juristischer, sondern auch anhand soziologischer Kriterien zu beschreiben« (11). Grundlage hierfür sind die gesetzlichen und sozialen Normen, die den literarischen Quellen Athens im 5. und 4. Jh. v. Chr. zu entnehmen sind und die eine Rekonstruktion der »Beziehungen im Alltag« ermöglichen. Bei ihrer Untersuchung setzt Hartmann voraus, dass die partnerschaftlichen Bindungen, die gemeinhin als ›privat‹ bezeichnet werden, auch als ›politisch‹ einzuordnen sind, da diese Beziehungen strukturierend, stabilisierend und integrierend auf die Gemeinschaft des Stadtstaates Athen wirkten.

Wie Hartmann in ihrer Zusammenfassung der bisherigen Forschung zeigen kann, werden Frauenfiguren bislang unter moralischem Gesichtspunkten beurteilt,

während ihre männlichen Partner eine soziologische Bewertung erfahren (21). Aus diesem Grund bleiben bis heute die gesellschaftlichen Beziehungsformen zwischen Männern und Frauen in Athen ungeklärt. Erst eine »wertfreie Sicht auf getrennte soziale Räume« beider Geschlechter und die »Dekonstruktion und Modifikation historischer Kategorien« der bis heute paradox erscheinenden Äußerungen zu Ehe, Hetärentum und Konkubinat in den antiken Quellen versprächen weiterführende Erkenntnisse (28). Um die heterogenen Quellen untersuchen zu können, definiert Hartmann die Mann-Frau-Beziehungen Athens zunächst »abstrakt als ›Partnerschaften‹«, die im Lauf der Untersuchung mithilfe der antiken Vorstellungen (etwa zu den Motiven der Partner, ihren Gefühlen, der Einordnung der Beziehungen in die jeweiligen Lebensläufe) genauer charakterisiert werden sollen. Der Untersuchung der Textquellen schickt sie eine ausführliche Einordnung der von ihr herangezogenen Gattungen (Gerichtsreden, Tragödien, Komödien) voraus. Neu ist vor allem der Blickwinkel der Autorin auf die Gerichtsreden, die, wie sie plausibel machen kann, die »Eskalation in einem Streitfall« zwischen (männlichen) Bürgern zum Ziel hatten und als politische Aktionen zu werten sind. Daher sei in allen Prozessen Athens – auch wenn Frauen in ihnen eine Rolle spielten – letztlich das Ansehen der männlichen Protagonisten verhandelt worden.

Hartmann fragt zunächst danach, inwieweit es sich bei den verschiedenen Partnerschaftsformen um – im Sinne des Rechts – verbindliche Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens handelte. Sie kann feststellen, dass die Gesetze, die sich zu den Beziehungen von Mann und Frau äußern, stets die ›Bürgerrechte‹ in den Vordergrund stellen. Schon an dieser Stelle wird deutlich, dass die Arten der Partnerschaften vor allem vom Status der Beteiligten abhängig waren. Ausgehend vom männlichen Bürger definierten die athenischen Gesetze, welche Partnerschaftsformen er mit Athenerinnen, fremden und freigelassen Frauen sowie Sklavinnen eingehen konnte oder musste. Von diesen Regelungen waren nicht nur die beiden Partner einer Beziehung betroffen, sondern auch die Rechte und die Stellung der in diesen Konstellationen geborenen Kinder. Erbberechtigte Nachkommen, die zu vollwertigen Mitgliedern der athenischen Gesellschaft heranwuchsen, wurden nur in der Ehe gezeugt. Weiterhin kann Hartmann überzeugend darstellen, dass die Ehe erst durch den Ablauf verschiedener Riten und mehrerer, vor der Öffentlichkeit vollzogener und somit bezeugter Handlungen zustande kam. Hervorzuheben ist, dass Hartmanns Darstellung der athenischen Ehe als einer sich schrittweise verfestigenden Bindungsform im Rahmen der althistorischen Forschung eine entscheidende Neuerung darstellt.

Die Autorin erklärt die Existenz von ausgehaltenen Frauen in der griechischen Antike aus den kulturellen Gepflogenheiten der Bankettkultur und argumentiert, dass in archaischer Zeit eine Unterscheidung der Hetäre von der käuflichen Prostituierten bewusst gesucht wurde. Im Hetärentum manifestierte sich eines der Rituale des in aristokratischen Kreisen gepflegten Gabentausches. In der Verbindung zwischen Mann und Hetäre standen Werbung und subtile Erotik gleichbedeutend neben dem Geschlechtsakt. Der sozial distinktiven »Ethik des Schenkens« entsprechend ging es in den Beziehungen um freiwilliges Geben. Als vorrangig wurde die freundschaftliche Beziehung gesehen, so wie sie auch in Männerfreundschaften üblich war: Dieses Bindungsmuster führte dazu, dass der Statusunterschied zwischen den athenischen Liebhabern und ihren Hetären, bei denen

es sich nie um Athenerinnen handelte, negiert wurde. Da in klassischer Zeit die Beziehung zu einer Hetäre zu einer Frage der ökonomischen Möglichkeiten des athenischen Mannes geworden war, mussten sich Männer ohne Geld mit Bordell und Straßenprostitution begnügen. Die wirtschaftlichen Verpflichtungen, die den Athenern durch die neugeschaffenen Ehegesetzen der Demokratie entstanden waren, führten dazu, dass sich zunehmend nur noch junge, unverheiratete Männer die Beziehung zu einer Hetäre leisten konnten.

Da Hartmann überzeugend darlegen kann, dass es sich bei den partnerschaftlichen Bindungen der Athener in Hetärentum und Ehe um »sukzessive Polygamie« handelte, gelingt es ihr in einem weiteren Schritt die bisher in der Forschung unverstandene Einrichtung des Konkubinats zu erklären. Das Konkubinat wurde vor allem von verwitweten Männern, die bereits erbberechtigte Kinder hatten, gewählt. Sie lebten mit einer Nicht-Athenerin in einer eheähnlichen Gemeinschaft zusammen, in der Nachwuchs allerdings unerwünscht war. Der Zugang von Männern und Frauen zu den verschiedenen Beziehungstypen war also asymmetrisch strukturiert. Während für die athenischen Männer die Bindungen an Hetäre, Ehefrau und Konkubine in der Regel verschiedenen Lebensphasen und -altern entsprachen, war für die weibliche Bevölkerung Athens die soziale Stellung der einzelnen Frau der Faktor, der eine bestimmte Bindungsform von vornherein für sie festlegte. Nur Athenerinnen konnten heiraten, gleichzeitig war der Stand der Ehe der Normalzustand ihres Lebens. Waren sie verwitwet, so traten sie baldmöglichst in eine neue Ehe ein. Alle anderen Frauen in Athen hatten – wenn sie eine partnerschaftliche Beziehung mit einem Athener eingingen – nur die Möglichkeit, als Hetäre oder Konkubine zu leben, ohne für sich oder für ihre Kinder eine grundlegende Statusveränderung, v.a. die Aufnahme in die Gemeinschaft der Athener als vollwertiges Mitglied, erreichen zu können.

Bis auf einige wenige Textpassagen werden die Sachverhalte von Hartmann so fundiert und verständlich vorgetragen, dass man ihrer Argumentation gerne folgt. Allerdings hätte man sich gewünscht, dass sie bei ihrer Interpretation ikonografischer Quellen (Vasenmalerei, Grabmäler) mit Blick auf die Bezüge von bildlicher Darstellung und historischer Wirklichkeit in Archäologie und Kunstgeschichte auf das inzwischen vorhandene methodische Rüstzeug umfassender zurückgegriffen hätte. Außerdem hätte der aktuelle Forschungsstand zur sozialen Differenzierung, die in den Grabmälern des 5. und 4. Jh. v. Chr. zum Ausdruck kommt, rezipiert werden sollen. Abschließend soll aber der besondere Wert von Hartmanns Arbeit betont werden: Er liegt in der Anschlussfähigkeit von althistorischen Ergebnissen für zukünftige interdisziplinäre Fragen zu den Beziehungen zwischen Mann und Frau.

Natascha Sojc

Germaine Greer: **Der Knabe.** Aus dem Englischen von Sylvia Strasser. Hildesheim: Gerstenberg Verlag 2003, 256 S., 200 Abb., € 39,90

Die bekannte australische Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Germaine Greer produziert mittlerweile fast jedes Jahr ein neues Buch. 2003 waren es sogar zwei: eine Abhandlung über die nationale Identität Australiens mit dem *Titel Whitefella Jump Up. The shortest way to nationhood,* in der Greer zu einer Rückkehr zu den Ursprüngen der Aborigines aufruft, um den Zerfall der Nation zu verhindern, und einen opulenten Bildband

über ein Thema, mit dem sich die abendländische Kunst leidenschaftlich beschäftigt hat: über die verwundbare Schönheit des Knaben oder Jünglings und seine erotische Ausstrahlung, auch auf das weibliche Geschlecht.

Fast alles, was Greer schreibt, ruft heftige Reaktionen hervor, positive wie negative. Ihrem Ruf als Provokateurin ist sie seit der Veröffentlichung ihres Weltbestsellers *The Female Eunuch* (1969) treugeblieben, ihrem Ruf als Feministin nicht unbedingt. Vieles von dem, was sie schreibt oder mündlich äußert, wird als antifeministisches Statement (miss)verstanden, und es ist abzusehen, dass auch etliche Texterläuterungen in *Der Knabe* diesem Urteil anheim fallen werden.

Kaum war das Buch auf dem Markt (es wurde 2003 ursprünglich auf englisch bei Thames and Hudson publiziert), protestierte im *Guardian* der auf der Rückseite des Buchumschlags mit nacktem Oberkörper abgebildete Bjorn Andresen gegen die Veröffentlichung dieses Standfotos aus dem Visconti–Film *Tod in Venedig*, in dem er den Tadzio gespielt hatte. In das Foto, auf dem der fünfzehnjährige Andresen seine/n Betrachter/in mit unschuldigwissendem Blick herausfordernd anschaut, ist ein Zitat von Greer montiert: »Ich nehme für alle Frauen das Recht in Anspruch, an der flüchtigen Schönheit des Knaben Gefallen zu finden«. Ebenso wie sich viele Frauen in der »Geschichte des männlichen Blicks« in ihrem Recht auf Integrität verletzt fühlen, empfand der erwachsene Andresen sich im Film und auf dem Standfoto ausgestellt wie »an exotic animal in a cage«.

Greer, die für ihre Gesellschafts- und Geschlechterrollenkritik nach wie vor die Methode des Vorzeichenwechsels bevorzugt, nimmt solche Persönlichkeitsverletzungen bewusst in Kauf, hofft sie doch, ihrem Publikum auf diese Weise die Augen zu öffnen für eine bisher verborgen gebliebene Geschichte des Blicks. Die im Band versammelten 200 Abbildungen von Gemälden, Skulpturen, Zeichnungen und Fotografien aus der abendländischen Kunst von der antiken Skulptur bis zur modernen Fotografie sollen zweierlei in Erinnerung rufen: Erstens, dass erst im 19. Jahrhundert ein Paradigmenwechsel in der Verkörperung erotischen Begehrens weg vom Knaben- und Jünglingskörper hin zur weiblichen Figur stattfand, und zweitens, dass es schon immer Frauen gegeben hat, die ihren Anspruch »auf die Lust am visuellen Genuss durch[zu]setzen« wussten (11).

Dass es in der mehr als 2500-jährigen Zeitspanne, aus der Greer ihr Anschauungsmaterial zusammenträgt, auch hin und wieder Frauen gegeben hat, die als Mäzeninnen, bildende Künstlerinnen oder Schriftstellerinnen diesen Anspruch in die Praxis umsetzten, illustrieren die von Greer herangezogenen Beispiele der schwedischen Königin Christina, der englischen Schriftstellerin und Freidenkerin Aphra Behn und vieler anderer.

Im letzten Kapitel des Bandes, in dem sich Greer mit dem weiblichen Blick in Kunstpraxis und -theorie auseinandersetzt, diskutiert sie exemplarisch die herkömmliche Interpretation des berühmtberüchtigten Gemäldes *Jüngling mit Katze* (1620) des italienischen Malers Giovanni Lafranco. Auf diesem Gemälde ruht ein fast nackter Jüngling in halb liegender, seitlicher Stellung auf zerwühlten Bettlaken. Sein erhitztes Gesicht ist dem Betrachter/der Betrachterin zugewandt und lächelt ihn/sie einladend an. Der Jüngling selbst wird von einer großen schwarzweißen Katze angestarrt, die ebenfalls halb aufgerichtet auf seinem dürftig bedeckten Geschlecht Platz genommen hat und deren Hinterteil er mit der rechten Hand berührt. Dieses Gemälde wird traditionell als narzisstische oder auch homoerotische Tour de Force interpretiert.

Gegen diese einseitige Sichtweise führt Greer überzeugende Argumente ins Feld, u.a. auch die Geschichte des »schlüpfrigen« Gemäldes selbst: Es wurde dreißig Jahre nach seiner Entstehung von Christina von Schweden für ihren Palazzo Farnese in Rom gekauft, in dem ein ganzer Saal mit Darstellungen weiblichen Begehrens aus der antiken Literatur wie z.B. dem populären »Diana und Endymion«-Mythos oder dem »Aurora und Kephalos«-Mythos ausgestattet war. Christina selbst wird übrigens nachgesagt, dass sie sich einen Spaß daraus machte, ihre Palastangestellten dadurch zu verwirren, dass sie von männlichen Skulpturen kurzerhand die Feigenblätter entfernte.

Freilich ist die Libertinage einer Königin nicht repräsentativ für das entsprechende zeittypische weibliche Rollenverständnis, doch angefangen von Illustrationen der Bibel (z.B. Potiphars Frau, die Joseph begehrt) der griechischen Mythologie (Phädra, die sich hoffnungslos in Hippolytos verliebt oder Sappho, die sich aus Liebeskummer mit ihrer Leier ins Meer stürzt), über die bildnerischen Darstellungen mittelalterlicher Märchen und Mythen (denken wir nur an alle die Melusinen, Nixen und Wasserfrauen, die ihr ganzes Sehnen auf einen irdischen Mann mit einer unsterblichen Seele richten) bis hin zu den zeitgenössischen fotografischen Jünglingsportraits einer Annie Leibovitz oder Sarah Kent: Greer führt uns einen beeindruckenden Bildreigen weiblichen Begehrens vor Augen.

Es ist immer der androgyne, noch unbehaarte, noch nicht mit den Insignien phallischer Macht ausgestattete Knabenkörper, auf den sich der begehrliche Blick richtet. Erwachsene, bärtige Männer gibt es zuhauf in der Kunst, aber, so Greers nachvollziehbare These, sie sind nicht im gleichen Maße erotisiert. Die Schönheit des Jünglings ist an seine Jugend gebunden, an das Wissen des Betrachters oder der Betrachterin, dass diese Schönheit vergänglich ist, dass jeder Mann als Knabe nur einen flüchtigen Augenblick lang lebt. »Die Knabenzeit ist jene wunderbare Zeit, in der ein Junge noch nach Lustbefriedigung strebt, ohne sich mit dem Gedanken an Macht zu belasten« (S.33).

Es war ein guter Einfall Greers, den Bildband typologisch, d.h. nicht chronologisch anzulegen. In sechs Einzelkapiteln werden die in der abendländischen Kunst verbreitetsten Darstellungstypen von Jünglingen vor Augen geführt und diskutiert: die Verkörperung der Liebe durch einen Knaben (Eros oder Amor), die Kastration Amors in der christlichen Rezeptionsgeschichte (hierher gehört auch die Feminisierung der Märtyrer), der Jüngling als das passive (z.B. schlafende) Objekt weiblichen Begehrens (Amor und Psyche), spielende Knaben, der Knabe als Diener und der Knabe als Soldat. Die Illustrationen, die Greer zu diesem letzten Typus zusammenträgt, sind besonders geeignet, ihre These zu untermauern, dass die Erotisierung des männlichen Körpers sich auf den Jünglingskörper beschränkt: der Kriegsgott Mars ist fast immer als Knabe dargestellt, und auch die gefeierten Helden des trojanischen Krieges, Achill, Hektor oder Alkibiades, werden uns durchweg als bartlose Jünglinge präsentiert. Die biblische Ur-Version des nackten jungen Soldaten ist natürlich die Gestalt des Hirtenknaben David, dessen berühmteste Verkörperung uns Michelangelo geschenkt hat.

Anhand der unterschiedlichen Darstellungsweisen des David in den verschiedenen Epochen gewährt Greer ihren Lesern darüber hinaus einen Einblick in die sich wandelnden Auffassungen vom Knabenalter.

Noch häufiger als kämpfende werden gefallene Soldaten dargestellt, eine Tatsache, die Greer als Schnittstelle zwischen erotischem Begehren, das sich auf das An-

schauungsobjekt richtet, und mütterlicher Anteilnahme an seinem Schicksal interpretiert.

Das Sinnbild männlicher Verletzlichkeit in der abendländischen Kunst schlechthin ist, wie wir wissen, Christus, doch Greer führt den Nachweis, dass bereits in der griechischen Antike der Typus des Knaben, dem ein früher Tod bestimmt ist, sehr verbreitet war: Ikarus, Narziss und vor allem Adonis.

Germaine Greer ist von Hause aus keine Kunsthistorikerin, sondern Literaturwissenschaftlerin, auch wenn sie sich mit ihrem 1979 veröffentlichten Buch über Frauen in der bildenden Kunst (*The Obstacle Race. The fortunes of women painters and their work*) schon einmal erfolgreich auf das Terrain der Kunstwissenschaften gewagt hatte. Von ihrem profunden Wissen als Literaturwissenschaftlerin profitiert auch dieser neue Bildband. Um nur ein Beispiel zu nennen: die unterschiedlichen Adonis-Darstellungen sind mit einem kritischen Begleittext unterlegt, der den Adonis-Mythos in der Literatur von der Antike über Shakespeare bis zu den Romantikern verfolgt und Einsichten in die zeittypischen bildnerischen Gestaltungen des Mythos vermittelt, wie man sie in Kunstbänden sonst eher selten findet.

Außer den oben beschriebenen literatur- und kulturwissenschaftlichen Ausführungen, in welche die Abbildungen eingebettet sind, gibt es zu jeder Illustration einen Bildlegendentext mit den notwendigen Informationen über Herkunft und Geschichte des Bildes, gelegentlich auch mit einer knappen Interpretation des Dargestellten. Diese Bilderklärungen sind für eine schnelle Orientierung unverzichtbar, sie sind allerdings gelegentlich allzu spekulativ (»eine Hand hat er an die Brust gelegt, als krampfe sich ihm das Herz zusammen«, heißt es über Raffaels Altoviti-Portrait von 1515, auf dem beim besten Willen weder eine verkrampfte Hand noch ein verkrampftes Gesicht zu erkennen sind, S.22), oder sie sind trivial (der von Angelika Kauffmann 1786 als Amor gemalte Prinz Henri Lubomirski »muss wohl einer der hübschesten Knaben überhaupt gewesen sein«, S.230).

Die Farb- und Tiefenschärfe der Abbildungen und die hervorragende Übersetzung des englischen Originaltextes durch Sylvia Strasser tragen wesentlich zur Qualität des Bildbandes bei.

Ein ausführlicher Anmerkungsapparat, ein Register und der Quellennachweis sämtlicher Bilder machen diesen Band nicht nur zu einem vergnüglichen bis lustvollen Abenteuer, sondern auch zu einem informationsgesättigten Nachschlagewerk über die erotische Anziehungskraft des Knaben in der abendländischen Kunst.

Anna Maria Stuby